This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 117 641
YC 109572

GIFT OF
Searles Fund

NAPOLEONS TOD

IM SPIEGEL DER

ZEITGENÖSSISCHEN PRESSE UND DICHTUNG.

VON

PAUL HOLZHAUSEN.

UND VERSTUMMT IST SEINE STIMME,
DIE DEM DONNER GLEICH ERKLUNGEN.
EDUARD FINK.

UNIV.

FRANKFURT A. M.
MORITZ DIESTERWEG.
1902.

H320
.8
H7

Mit Vorbehalt aller Rechte,
einschliesslich des Rechtes der Übersetzung.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

C. E.

Vorwort.

Es gab einmal eine Zeit, und ich habe sie selbst noch erlebt, wo die Formel: Bonaparte = Beelzebub in den sogenannten gebildeten Kreisen unseres Vaterlandes den Wert eines Axioms zu besitzen schien. Noch vor wenig Jahren vernahm ich aus dem Munde eines sonst urteilsfähigen Politikers die famose Bemerkung, es sei „aus patriotischen Gründen" schliesslich das beste, wenn der Napoleon, einerlei, was die Forschung dazu sage, im Gedenken des deutschen Volkes als der Kakodämon par excellence fortlebe, ganz wie die alten Römer noch Jahrhunderte nach der Schlacht bei Zama mit dem „Hannibal ante portas" die kleinen Claudier und Julier ins Bett zu jagen pflegten... Die kleinen nun wohl, aber ich denke, den grossen Caius Julius würde damit wohl schwerlich einer zu Bett gebracht haben, und ich erlaube mir, im Gegensatz zu der erwähnten geistreichen These der Meinung zu sein, dass die Deutschen, die von Börne und Heine noch immer als Kinder behandelt wurden, allgemach gross genug geworden sind, um in dem „Korsen" nicht mehr den „Buzemann" sehen zu müssen, sondern die Grösse dieser phänomenalen Persönlichkeit ruhig eingestehen zu können, ohne sich verpflichtet zu fühlen, bei der jeweiligen Nennung ihres Namens in patriotischer Entrüstung ein Dutzend Schimpfwörter in den Mund zu nehmen, die schon durch ihre stereotype Wiederkehr längst abgebraucht und langweilig geworden sind.

448871

Wem auch heutzutage diese Sprache noch immer nicht gefällt, der mag dieses Vorwort und alles Darauffolgende in Gottes Namen ungelesen lassen; aber eins wird er nicht so leicht widerlegen können: Auch die historische Wissenschaft — keineswegs allein die deutsche, denn es giebt ja auch einen Charras, Lanfrey, Jung u. s. w.[1]) — auch sie hat den Korsen, den Buonaparte, vorwiegend mit einer gewissen Ungunst behandelt, die nach bekanntem Sprichworte verstimmend wirkt. Schon früher hat Ottokar Lorenz in „Goethes politischen Lehrjahren" einmal so etwas angedeutet. Seit jenem Professor Saalfeld, der von der Höhe des Göttinger Katheders herab auf den korsischen Taugenichts so unbändig zu schimpfen pflegte, dass in seinem Auditorium die Füsse des stud. iur. H. Heine aus Düsseldorf unwillkürlich die respektwidrige Musik des Scharrens anstimmten, von jenem guten Saalfeld an war auch unter den deutschen Historikern eine Auffassung traditionell geworden, die Leopold von Ranke, wie aus einem kostbaren Blatte seines Nachlasses hervorgeht, als die „landläufige" bezeichnen konnte, aber für seine Person vornehm ablehnte. Um von vielen andern Namen zu schweigen, muss ich — neben Häusser und Sybel — Max Duncker nennen, gegen den sich das Rankesche Wort persönlich richtet, Arthur Böhtlingk, den sein antinapoleonischer Eifer kostbare Jahre vergeuden liess, um ihn schliesslich in die ärgerlichsten und fruchtlosesten Streitereien zu verwickeln, dann — last not least — den temperamentvollen Heinrich von Treitschke, dessen Aufsatz „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus" trotz aller möglichen scharfsinnigen und auch richtigen Bemerkungen im einzelnen, als Ganzes genommen, den auf dem Standpunkte heutiger Erkenntnis stehenden Leser fast wie ein antinapoleonisches Pamphlet anmutet.

Auf dem Standpunkte der heutigen Erkenntnis! Ja, er ist ein anderer geworden, und in dieser Hinsicht schauen

---

[1]) Selbst ein Forscher allerersten Ranges wie Taine ist mit einer nur allzu wahrnehmbaren Voreingenommenheit an Napoleon herangetreten.

wir schon auf die letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts wie in eine ferne Gegend. Ein Berliner Professor — es darf symptomatisch genannt werden — Max Lenz, hat den Mut gehabt, in einem berühmt gewordenen Aufsatze der „Cosmopolis“ (IX), der Legende von der „Eroberungsbestie“ entgegenzutreten. Die gründlichen Forschungen Gustav Roloffs haben bewiesen, dass im letzten Grunde nicht Napoleon, sondern der Engländer unersättliche Habgier die Blutbäder von Austerlitz, Jena, Wagram und aller folgenden grossen Schlachten heraufbeschwor[1]). Andreas Fischer hat in seiner schönen Studie „Goethe und Napoleon“ all die albernen Tüfteleien und Deuteleien widerlegt, die aus Goethe einen Patrioten im hergebrachten Sinne, wohl gar im Stile der Altdeutschen und der Alldeutschen, zu machen versuchten; dieser scharfblickende Schweizer hat klipp und klar bewiesen, dass der Grösste der Germanen den gewaltigen Cäsar der lateinischen Rasse bewunderte, rückhaltlos bewunderte, mit kongenialem Empfinden, der Riese den Riesen, der Übermensch den Übermenschen[2]).

Ich darf behaupten, in Deutschland einer der ersten gewesen zu sein, die sich zu dem neuen Evangelium bekannt haben, das doch im Grunde nur ein vom wuchernden Unkraut der Scholastik gereinigter alter Glaube war. In zahlreichen seit dem Jahre 1890, vornehmlich in den Beilagen zur „Allgem.“, „Voss.“ und „Magdeburg. Zeitg.“ veröffentlichten Aufsätzen habe ich, mit einer gewissen Vorsicht, deren Berechtigung in solchen Sachen selbst Heine für sich in Anspruch nahm, eine würdigere Auffassung unseres grossen Gegners verfochten. Dass ich Anklang fand, darüber hat

---

1) Vergl. dazu Roloffs tüchtige Studie „Die Kolonialpolitik Napoleons I.“, eine gleichfalls sehr lesenswerte Abhandlung desselben Verfassers in den „Preuss. Jahrbüchern“ (93, 257 ff.) und meinen Aufsatz „Napoleons Landung in England und die öffentliche Meinung in Deutschland“, Sonntagsbeilage zur „Voss. Ztg.“, 1900, Nr. 37 und 38, nochmals abgedruckt „Bonner Ztg.“, 1900, Nr. 237 und 243.

2) Der Ausdruck Nietzsches ist mit Vorbedacht gewählt. Es ist nicht von ungefähr, dass auch dieser geniale Denker für Napoleon die höchste Bewunderung hegte und das *Mémorial de Sainte-Hélène* zu den von ihm bevorzugten Büchern gehörte.

mich manche Zuschrift aus historischen und sonstigen litterarischen Kreisen belehrt, auch der siegreiche Ausgang einer hitzigen Pressfehde, die 1892 ausbrach, als ich es gewagt hatte, einen der Paladine des Kaisers, den Marschall Davout, gegen die unsinnigen Übertreibungen und Verleumdungen in Schutz zu nehmen, die von Hamburg aus in der furchtbaren Erregung der Kriegsjahre von 1813/15 gegen den Verteidiger dieser Stadt in Umlauf gesetzt waren und welche sich mit einer merkwürdigen Zähigkeit achtzig Jahre hindurch im Kurs erhalten hatten.

Die Richtung meiner Studien hat es dann mit sich gebracht, dass ich später weniger in Archiven nach Dokumenten stöberte, um diese oder jene Handlung Napoleons in dem oder jenem Lichte zu zeigen, sondern vielmehr die Ansichten zu untersuchen begann, die in Deutschland in den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung, unter den geistigen Spitzen wie in den Schichten des Volkes, von der Zeit seines ersten Auftretens an bis auf die Gegenwart über den General und späteren Konsul und Kaiser in Umlauf gewesen sind, um auf diesem Wege die napoleonische und das, was ich die „antinapoleonische“ Legende nenne, in ihrer Entstehung und physiologischen, auch pathologischen Wirksamkeit festzustellen. Die in der Beilage zur „Allgem. Zeitg.“ (1898/99) erschienenen „Litteratur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen“, meine Schrift „Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher“ (1900), sowie ein in der Berliner „Bühne und Welt“ (Juni 1900) veröffentlichter Aufsatz „Napoleon im deutschen Drama“ waren dieser Aufgabe gewidmet. Auch in die Säkularpoesie unserer Ahnen, die von mir in einem kleinen Buche behandelt wurde, spielen diese Verhältnisse gelegentlich hinein. In weiterem Umfange soll ein in einigen Monaten im gleichen Verlage erscheinendes Werk „Heinrich Heine und Napoleon I.“ die hier in Frage kommenden Dinge behandeln.

Für die vorliegende kleine Schrift ist ein Fonds von Materialien verwertet, der bei den Vorarbeiten für das eben genannte im Entstehen begriffene Werk zusammengetragen war, aus diesem aber ausgeschieden werden musste, weil er

dessen Einheit zerstört haben würde, während er unter dem gewählten Titel ungezwungen zu einem Ganzen gestaltet werden konnte.

Wenn die Welt von 1902, in der gegen früher so manches anders geworden ist, worin die alten Häuser der Rokokozeit unter Hacke und Hammer zusammenbrechen, die Damen radeln uud studieren und neue Arten von Hochschulen entstehen, um andere Zweige des Wissens zu pflegen, wenn sie, auf Grund zahlreicher, vielfach erst unlängst erschlossener Dokumente eine günstigere Ansicht von dem grossen Baumeister der Neuzeit[1]) gewinnt, so wird sie auch diejenigen anders beurteilen, die den Glauben der Lanfrey und Treitschke über ihn nicht teilten. Ich meine damit nicht uns, die wir uns durch das Verdikt, wir seien in der napoleonischen „Legende" befangen, nicht mehr bange machen lassen, ich meine die bedeutenden Geister der Vorzeit, die von dem riesigen Menschen, der durch ihre Reihen wandelte, mit Bewunderung und Sympathie gesprochen haben. Dem liebenswürdigen Dichter Béranger, dem Sänger Napoleons und seines Heeres, hat Treitschke einmal seine „Durchschnittsbildung" vorgeworfen. Wenn aber die Hugo, die Lamartine, die Byron und Puschkin, die Chamisso, Immermann und Grillparzer an die Gruft des Kaisers treten, wenn selbst Excellenz von Goethe, der weimarischer Minister und nebenher auch etwas Dichter und Denker war, eine Blume auf den Sarg des Hochverehrten legt? Allen Respekt vor dem Andenken Treitschkes, aber die Frage, ob sich die „Spitzen unserer Bildung" bei dem Leichenbegängnis von Longwood nicht eingefunden haben, sie kann doch wohl schwerlich im Ernst aufgeworfen werden.

Zu dem äusseren Gewande dieser Abhandlung nur zwei Worte: Die aus den Litteraturen der verschiedensten europäischen Sprachen stammenden Materialien sind bis auf einige

---

[1]) Wer Napoleon diesen Ruhm nicht zugesteht — und es ist ja wahr, dass wenigstens sein eigener Bau einstürzte — wird doch wohl nicht daran vorbei können, den riesigen Werkmeister in ihm anzuerkennen, der den gewaltigen Schutthaufen des mittelalterlichen Feudalismus, und zwar gerade ausserhalb Frankreichs, mit Blut und Eisen wegfegte. Auch wir Deutschen sind ihm hierfür Dank genug schuldig.

Stellen, wo eine Mitteilung des Originaltextes wünschenswert erschien, sämtlich in deutscher Übersetzung wiedergegeben, wozu bei den zahlreichen Gedichten die besten Übertragungen gewählt wurden. Nur die französische Tagespoesie des Anhangs wurde aus verschiedenen Gründen in der Ursprache mitgeteilt. Die Orthographie ist abweichend von dem in meinen früheren Studien beobachteten Verfahren einheitlich in die moderne verwandelt; nur lautliche Abweichungen (z. B. „ahnden“ für „ahnen“ u. ä.) glaubte ich beibehalten zu müssen.

Allen denen, die mich bei meiner Arbeit durch Zufuhr wertvollen Rohstoffs und anderweitige Beihilfe unterstützten, ganz besonders den Verwaltungen der Königlich bayerischen Hof- und Staatsbibliothek zu München und der Universitätsbibliothek zu Göttingen sowie den Herren Oberbibliothekar Dr. R. Ehwald in Gotha, Professor Dr. F. Solmsen in Bonn, Otto Armstroff aus Duisburg, Louis Grub, Carl Schneider und Maurice La Chesnais in Paris entrichte ich auch an dieser Stelle mit Vergnügen den Zoll schuldiger Dankbarkeit.

Bonn, 2. Februar 1902.

Der Verfasser.

UNIV. OF CALIFORNIA

I.

Der Gefangene von St. Helena.

Nicht ohne tiefes psychologisches Interesse vermag der Denkende die Äusserungen der Mitwelt in der Stunde des Abscheidens einer bedeutenden Persönlichkeit zu betrachten. Die naive Bewunderung eines fürstlichen Trauergepränges durch die „Viel-zu-Vielen", wie der selige Friedrich Nietzsche die gedankenlose Menge zu benamsen pflegte, auf der einen, die oft plötzliche Abkühlung serviler Trabanten auf der andern Seite, auch der Kampf zwischen Anstandsgefühl und Abneigung, der in der Seele eines ehrlichen Gegners ausgefochten wird, das alles und noch manches andere ist zwischen den Zeilen vieler Nekrologe zu lesen.

Die Älteren des heute lebenden Geschlechtes sind ja in der Lage, aus eigener Erfahrung an zwei klassischen Beispielen zu ermessen, ob das Gesagte richtig und inwieweit die erhabene Majestät des Todes im stande ist, bei der Beurteilung des auf die Bahre Gestreckten selbst die Leidenschaft ausgeprägter Choleriker zu dämpfen, falls diese über das Niveau gemeiner Naturen erhoben sind. Wem wäre der kalte Märzmorgen von 1888 entfallen, an dem sich Berlin in Trauer kleidete und in Köln am Rhein die Kaiserglocke ihre Bassstimme erhob, um das Leid des deutschen Volkes bei des alten Kaisers Tode über die Lande zu läuten? Auch ritterliche Feinde von 1870 haben damals an der Seine dem Toten ein nicht unsympathisches Abschiedswort nachgerufen. Und auch an jenem andern Tage, als dem Kaiser sein Kanzler in das Schattenreich folgte, hat die Grösse des Mannes selbst scharfen Gegnern vernehmliche Töne des Beileids und der Bewunderung entlockt.

Auf der andern Seite wird man sich natürlich davor hüten müssen, dem Nekrolog, mag er auch der feinsten und scharfsin-

nigsten Feder entsprungen sein, den Charakter einer Urkunde beizumessen. Für die Kleinen, die Naiven, die „Herdenmenschen“ mag er diese Geltung besitzen; dem ernsten Kritiker hat er nur den Wert einer Momentaufnahme, und manchmal kaum diesen; denn das *de mortuis nil nisi bene*, womit der schmeichelnde Photograph das Bild des Entschlafenen zu retouchieren pflegt, muss mit zwingender Notwendigkeit die Naturfrische der Aufnahme beeinträchtigen, oft sogar wird es sie bis zur Unkenntlichkeit verwischt haben.

Etwas anders freilich lag die Sache bei dem Tode Napoleons. Von der Weltbühne war der einst mit dem Geschmetter der Trompeten und Fanfaren Gefeierte seit Jahren abgetreten, und als er am 5. Mai 1821 auf dem einsamen Maierhofe von Longwood, zweitausend Seemeilen von Europas Küsten entfernt, von physischen und seelischen Qualen erschöpft, einem bei dem damaligen Stande der medizinischen Wissenschaft völlig unheilbaren Leiden erlag, ging ein politisch Toter ins Reich der Schatten. Zwar waren die Leidenschaften, die einst um seine Person getobt hatten, noch nicht völlig ausgegohren, und schäumenden Gischt werden sie bei dem Hinscheiden des einstigen Weltherrschers von neuem aufwerfen. Aber sie hatten längst andere Farben, wenigstens andere Nüancen angenommen, seit dem schicksalsschweren Tage, wo der Kaiser im Lager der letzten Heerhaufen seiner tapfern Garde, auf dem Schlosse zu Fontainebleau, den wild hingekritzelten Namenszug unter die Abdankungsurkunde geworfen hatte.

Zu jener Zeit war die Welt in zwei grosse Parteien gespalten gewesen, die mit tödlichem Hasse einander bekämpften, seine Anhänger und die es nicht waren. Die ersteren bestanden neben dem bei weitem grössten Teile des französischen Volkes und einem dem unvergleichlichen Feldherrn unbedingt ergebenen Prätorianertum aus einem über alle Länder verstreuten stattlichen Anhange von Leuten, die teils dem „Übermenschen“ den Zoll persönlicher Verehrung entgegenbrachten, teils trotz des despotischen Regiments der Kaiserzeit noch immer den grossartigen Exekutor der französischen Revolutions- und Freiheitsgedanken in Napoleon bewunderten. Daneben gab es wieder andere, die gerade umgekehrt den Bändiger der Anarchie, den Wiederbringer von Ordnung und Sitte in Frankreich und den Schöpfer des Gesetzbuches nicht vergessen hatten, also in dem grossen Zeitgenossen ein positives, gestaltendes Genie erster Klasse zu erkennen glaubten, dem um seiner riesigen Neuschöpfungen willen die Gewaltsamkeit der Mittel,

mit deren Hülfe er sie durchsetzte, verziehen werden müsse. Statt anderer Namen aus diesen Kreisen mag nur der eine des vornehmen Mannes Erwähnung finden, dem im Reiche der Geister kein Waterloo das Szepter entwinden konnte: Wolfgang Goethe.

Diesen Freunden und Bewunderern des Kaisers stand um 1814 die gewaltige Masse der Nationalen in den mit Frankreich im Kampfe begriffenen Ländern gegenüber. Angeführt von der deutschen Romantik oder doch mit ihr im Bunde, überwinden sie den, wenn man so will, heimatlosen Cäsar, den Nachkömmling der Antike, den ein Anachronismus der Weltgeschichte an die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts gestellt zu haben schien[1]).

So war Napoleon geschieden, von den einen noch in seinem Falle vergöttert, von der Mehrzahl verwünscht, verhöhnt, mit Flugblättern und Brochüren, Spottversen und Zerrbildern bis in die Einsamkeit seines ersten Kerkers auf Elba verfolgt. Aber schon sein Wiedererscheinen *anno mirabili* 1815 hatte die Stimmungen in Europa wesentlich zu des Vielgeschmähten Gunsten verändert. Schon während seiner kurzen Abwesenheit hatte die Reaktion gar manches gethan, was die Herzen entfremdete. In Frankreich mit Begeisterung empfangen, wurde der heimgekehrte Kaiser selbst von alten Gegnern, den spanischen Liberalen, gegen deren elenden König um Hülfe angerufen. In Deutschland war die Stimmung eine geteilte. Bei den Preussen überwog der alte Hass gegen den Sieger von Jena, siebzehn- und achtzehnjährige Jünglinge, Holtei, Wolfgang Menzel und Studiosus Immermann, eilen begeistert unter die Fahnen[2]). Doch hat ein nüchterner Mann wie Gneisenau sich den Gedanken durch den Kopf gehen lassen, mit Hülfe des zurückgekehrten Napoleon sein Preussen in den Besitz des vielumstrittenen Sachsens zu setzen. Im übrigen Deutschland wurden noch ganz andere Stimmen laut. In Hannover z. B., dem „deutschen China", wie es der Freiherr vom Stein wahrhaft klassisch genannt hat, wo die Junker- und Beamtenherrschaft „mitsamt ihren langstieligen ...

---

[1]) Doch ist sein Platz als internationaler und übernationaler Bildungsträger unmittelbar neben dem grossen Alexander und nicht unter den Condottieri des Cinquecento, wohin ihn Taine verweisen möchte.

[2]) Karl von Holtei, Vierzig Jahre, herausgegeben von Max Grube, Breslau, 1898, I. 229; Immermann, Memorabilien, Hamburg, 1840, I, 240; Menzel, Denkwürdigkeiten, 78 f. Vergl. auch Platens Tagebuch, hrsg. von K. Pfeufer, Stuttgart und Augsburg 1860, 44 ff.

... Erlassen, ihren Bütteln und Henkelöchern, ihren Schandpfählen, Folterkammern, Galgen und Rad" wieder prunkenden Einzug gehalten, erklärt rundweg der Primaner Heinrich Hoffmann (von Fallersleben): „Für die schöne Regierung werde ich meine Haut nicht zu Markt tragen."[1]) Und die „Nemesis", die vielverbreitete Zeitschrift des Jenaer Professors Luden, eine heftige Gegnerin Napoleons, bemerkt im Tone höchster Entrüstung, dass nach dessen Rückkehr von Elba ehemalige Rheinbundoffiziere bei fröhlichem Becherklang auf neues Gelingen ihres alten Feldherrn angestossen haben.

Solchen Erscheinungen lässt sich die Bedeutung nicht absprechen. Auch kann es für einen Kenner des merkwürdigen Jahres nicht zweifelhaft sein, dass nach nur zwei oder drei Siegen des Zurückgekehrten in mehr als einem der europäischen Kabinette wieder eine Schwenkung zu seinen Gunsten erfolgt wäre.

Aber Napoleon wurde bei Waterloo geschlagen, trotz des Primaners Heinrich Hoffmann. Und doch ist die jämmerlich kurze Regierung von 1815 für den wenige Jahre später entstehenden, vielmehr aus kaum erkalteter Asche neu erwachenden Napoleonkultus von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Denn wenn auch die bekannte „Zusatzakte", die der Herrscher auf dem glänzenden Maifelde, seiner letzten imposanten Schaustellung, proklamiert hatte, den Wünschen der Liberalen keineswegs entsprach, so war doch die persönliche Milde des kurzen Regimentes unbestreitbar, und der Kaiser konnte sich auf sie als eine mindestens scheinbare Garantie einer Umkehr und Abkehr von der Politik der letzten Jahre seiner Weltherrschaft berufen.

Die Frage, ob es Napoleon mit diesen liberalen Anwandlungen recht Ernst gewesen, kommt hier weiter nicht in Betracht. Genug, in weiten Kreisen glaubte man an diesen Ernst, und, obwohl die französischen Liberalen während der „hundert Tage" selbst eine mehr als zweifelhafte Rolle gegenüber dem Kaiser gespielt hatten, so begannen doch sie und die Bonapartisten nach dem abermaligen Sturze des Mannes von Elba sich gegenseitig als Bundesgenossen zu betrachten, und das Band der Verbrüderung wurde um so schneller und fester zwischen ihnen gewoben, als beide in Frankreich und den früher von diesem abhängigen

---

[1]) Hoffmanns Leben, Ges. Werke (Gerstenberg), 7, 41.

Ländern durch die Reaktionsregierungen und deren Anhänger in unwürdiger und vielfach grausamer Weise verfolgt wurden.

Den blutriefenden Monden des mit Beziehung auf die Farbe des bourbonischen Lilienbanners sogenannten „weissen Schreckens", dem tapfere Helden, die Ney, die Brune, die Labédoyère, zum Opfer fielen, folgten in Frankreich Jahre voll erbitterter parlamentarischer Kämpfe, in denen Generäle und kaiserliche Marschälle, Lamarque, Foy, auch Davout, unter und neben den liberalen Führern, den Manuel, Paul Louis Courier und Benjamin Constant, in den Kammern gegen die Ultras kämpften.

Nebeneinander stehen in den Reihen die sporenklirrenden Halbsoldoffiziere der alten Armee und der junge bürgerliche Freisinn aus den Läden und den Amtsstuben der Advokaten; bei den zahlreichen Verschwörungen, die von 1818—1823 Frankreich erschüttern, dem Didierschen Putsch (1816), den Lyoner Unruhen (1817), den Komplotten von Saumur und Belfort und dem Bertonschen Aufruhr (1822), gehen sie todesmutig miteinander zur Richtstätte. In ergreifenden Liedern singt der Liberale Béranger das Elend der Veteranen des grossen Heeres; bei allen Freiheitskämpfen der nächsten fünfzehn Jahre, in Piemont, Neapel, Spanien, Griechenland, Polen, selbst unter Bolivars Fahnen in den Landen der Cordilleren, streiten Männer, denen der Siegesruhm von Jena und von Wagram das Stückchen roten Bandes ins Knopfloch geflochten hatte.

Die Verbindung des Liberalismus mit dem Bonapartismus war doch noch etwas mehr als eine rein äusserliche Waffenbrüderschaft wider einen gemeinsamen Gegner. Wirkliches Gemeingut beider Parteien war die Idee der „Gleichheit", die Napoleon von der Revolution in sein Programm übernommen und die er bei zweifelloser Unterdrückung der politischen Freiheit auch in den Tagen seiner Selbstherrlichkeit unentwegt hochgehalten hatte. Vernichtung des Feudalismus, an dessen Stelle freilich ein Amtsadel getreten war, Gleichheit des Rechts, Gewerbefreiheit und gleiche Zugänglichkeit aller Staatsämter für jedes Talent, das waren unverächtliche Güter, im Vergleich zu denen mancher das politische Recht, an der Wahl eines Abgeordneten einen bescheidenen Anteil nehmen zu dürfen, gering schätzte.

Die Reaktion aber suchte diese wertvollen Besitztümer des Volkes nach Möglichkeit zu beschneiden, daher denn die gemeinsame Fronde verständlich und auch nicht unvernünftig er-

scheint[1]). Auch in Deutschland ward es, wenn auch etwas später als in Frankreich, Mode, den Tag von Waterloo als das Cannä der Freiheit zu betrachten. Damit soll denn nun anderseits nicht gesagt sein, als hätten die „Liberalen" der damaligen Zeit alle Thaten Napoleons uneingeschränkt gutgeheissen. Das vermochte nicht einmal Heine, geschweige denn die radikaleren Naturen, die, wie Börne und der hessische Demokrat Wilhelm Schulz, bei allem persönlichen Respekte dem Kaiser doch abgeneigt waren. Der Vorwurf, dass er kein Washington geworden, der sich schon zur Konsulatszeit findet, blieb ihm auch jetzt nicht erspart und klingt von Arnault bis Lord Byron durch die poetische und politische Litteratur der liberalen Kreise wieder. In Deutschland bei dem bekannten Publizisten Johannes Weitzel, bei dem Mainzer Friedrich Lehne[2]) und sogar bei Heine. Gerade dieser Vorwurf sagt, wieviel man von Napoleon als Volks- und Völkerbefreier erhofft und mit wie grossem Bedauern man die hochgespannten Erwartungen aufgegeben hatte.

Besonders in den Rheinlanden wollte die Liebe zu dem Kaiser nicht sterben; und im *code Napoléon* sah das Volk, das der Einführung der preussischen Regierung lange Zeit widerstrebte, ein Palladium seiner Rechte. Bezeichnend hierfür ist die Stimmung bei dem Mordprozess gegen den Kölner Kaufmann Fonk, worin der preussische König in Napoleons Todesjahre ein von den rheinischen Geschworenen gefälltes Urteil mittelst Kabinetsordre aufhob, worauf ein lauter Streit um die Schwurgerichte entstand, der durch Heine auch in der belletristischen Litteratur einen Platz finden sollte[3]).

Französische und speziell napoleonische Sympathien, deren Stärke am Ende der dreissiger Jahre den Berliner Gutzkow mit Verwunderung erfüllten[4]), haben sich dort bis über den Krieg von 1870 hinaus erhalten, und ihre Ausläufer sind dem schärferen Auge noch heute erkennbar[5]).

---

[1]) Manche Historiker wie Treitschke und Th. Flathe haben sich meines Erachtens recht unnötig darüber ereifert.

[2]) Über diesen vergl. den Schluss des II. Kapitels.

[3]) In den „Briefen aus Berlin", dem ersten der humoristischen Feuilletonversuche des Dichters.

[4]) Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben, 162 f.

[5]) Vor zwei Jahren kehrte ich einmal um die Weihnachtszeit in dem altertümlichen Gasthofe eines wohlhabenden Rheinfleckens bei Bonn ein. Im Nebenzimmer unterhielten sich die Honorationen des Ortes bei vollen Gläsern über den „grossen Napoleon" und seinen *code* mit Rand-

Warme Verehrung wurde Napoleons Andenken vor allem von den Mainzern entgegengebracht; wie zähe sie sich erhielt, mag die Thatsache erläutern, dass noch in den fünfziger Jahren von dem dortigen Veteranenverein eine Abordnung nach Paris entsandt wurde, um den kaiserlichen Neffen bei seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen [1]).

In Süddeutschland, wo die zur Reaktionszeit aus Frankreich geflüchteten Bonapartisten und Liberalen eine freundliche Aufnahme fanden — Varnhagen, damals preussischer Ministerresident in Karlsruhe, berichtet darüber im 9. Band seiner „Denkwürdigkeiten" —, in Süddeutschland verbanden sich diese Gedanken des liberalen Bonapartismus in besonderer Weise mit den partikularistischen Sonderbestrebungen einer deutschen „Trias". Die Ideen einer troisième Allemagne, mit wahrnehmbarem Anklang an alte Rheinbundtendenzen, fanden ihren klassischen Ausdruck in Ludwig Lindners „Manuscript aus Süddeutschland" (1820). Es mag genügen, als Probe einen einzigen Satz dieser Schrift hier einzuflechten: „Als die Krieger Württembergs und Bayerns vereint mit den Franzosen unsterbliche Siege erfochten, dienten sie dem Geiste des Jahrhunderts nnd sicherten die Unabhängigkeit des Vaterlandes für immer, darum tragen sie noch mit Stolz das Kreuz der Ehrenlegion".

Selbst in Preussen, in Berlin, wo 1813 die Sturmflut der vaterländischen Begeisterung und des schäumenden Hasses gegen den Landesfeind den denkbar höchsten Wogengang erreicht hatte, selbst dort finden sich schon um das Jahr 1820 in den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft vereinzelte Sympathien für den entthronten Imperator. Varnhagen hat hierüber in den ersten Bänden seiner „Blätter aus der preussischen Geschichte" wiederholt berichtet. Besonders merkwürdig ist mir eine Stelle erschienen [2]).

---

bemerkungen über neuere Gesetzbuchschöpfungen. Kaum bemerkte man meine Anwesenheit, als jemand äusserte, „das sei eine gefährliche (!) Unterhaltung", worauf die Thür wie unabsichtlich geschlossen wurde. Ich sass allein mit dem Weihnachtsbaume, der in meiner Stube stand; aber die deutschen Wintermärchen, die er flüsterte, hätte ich diesmal gern für die Unterhaltung über den Mann im grauen Rocke dahingegeben. Der Vorgang mag wie eine Mär aus verklungenen Zeiten anmuten, hat sich aber, wie gesagt, erst in den letzten Tagen des Jahres 1899 zugetragen.

1) Aus den Papieren dieses Vereins, die sich heutzutage auf der Mainzer Stadtbibliothek befinden.

2) Varnhagen, Blätter aus der preussischen Geschichte, III, 61.

an den Prinzregenten von England richtete: „Ich komme, wie Themistokles, um mich am Herd des britischen Volkes niederzulassen."

Der Vergleich mit dem athenischen Helden war wohl nicht ganz so unzutreffend, wie ein neuerer Geschichtschreiber [1]) ihn zu bezeichnen für gut findet. Aber ob passend oder nicht, es war auf jeden Fall ein wirkungsvoller Abgang von der Weltbühne gewesen. Auch die Frage, ob England, das den Brief des berühmten Gefangenen mit der Deportation nach St. Helena beantwortete, berechtigt war, den Kaiser Napoleon überhaupt als Kriegsgefangenen zu behandeln, war staatsrechtlich höchst zweifelhaft, die Deportation selbst ein einfacher Gewaltakt, wie auch die voraufgegangene Ächtung auf dem Wiener Kongresse nach dem Staatsrecht unhaltbar erscheint. Schon damals ward über diese Fragen, auf die erst eine kühler denkende Nachwelt die letzte Antwort geben sollte, leidenschaftlich hin- und hergestritten.

Nun mochte, wie auch Börne fand, die Gefangenhaltung Napoleons immerhin mit der Besorgnis vor einem neuen Auftreten des Mannes entschuldigt werden — seine Anhänger fanden darin sogar ein Kompliment vor seiner Grösse — jedenfalls aber hätte man für eine würdige und rücksichtsvolle Behandlung des grossen Gefangenen sorgen können. Hiervon geschah das Gegenteil, und das ist heute, nach den glänzenden Invektiven Heines auf der einen, den spitzfindigen Verteidigungen Englands auf der andern Seite [2]), nun auch von einem der führenden Männer unseres angelsächsischen Vetternvolkes hochherzig eingeräumt worden [3]).

Die St. Helenatragödie nach Lord Roseberys — trotz mancher nicht einwandfreien Stellen — glänzender Darstellung nochmals aufzurollen, liegt hier kein Grund vor. Wie sie aber als Stimmungserreger auf das Volksempfinden bis zum Tode des Gefangenen wirkte, muss in Umrissen angedeutet werden. Der parteilos kritische Beurteiler von heute muss Lord Rosebery recht geben, wenn dieser von dem eigentümlichen Geist der Unwahrheit redet, der den Erzeugnissen der in hohem Grade unerfreulichen St. He-

---

1) O. Jäger in seiner Weltgeschichte.

2) Gemeint sind die bekannten Werke von Forsyth und Seaton.

3) Lord Rosebery in dem schönen Buche: *Napoleon. The last Phase.* Citiert ist das Werk nach der bei Hachette erschienenen Pariser Ausgabe, von der mir der Verfasser ein Exemplar zu übersenden die Liebenswürdigkeit hatte.

lenalitteratur fast ausnahmslos anhaftet[1]). Man versteht ihn nur dann, wenn man in diesen Schriften von vornherein weniger historische Dokumente als vielmehr höchst subjektive Zeugenaussagen eines Sensationsprozesses sieht, was sie in Wahrheit auch gewesen sind. Auf der einen Seite steht da der Liebling aller antinapoleonischen Historiker, Hudson Lowe, der Gouverneur der Insel, einer der allerelendesten Ritter von der traurigen Gestalt, der die drakonischen Befehle des Ministeriums Castlereagh-Liverpool mit der Tölpelei eines Schulfuchses ausführt, ein herz- und gefühlloser Pedant schlimmster Sorte, der wie alle Leute gleichen Schlages bei passenden Gelegenheiten, an denen es in dem heiklen Verhältnis und bei Napoleons Temperament nicht fehlen konnte, Proben einer unverfälschten John-Bullschen Grobheit ablegte. Diesem widerwärtigen Gesellen gegenüber trieben der gefangene Kaiser und seine Begleiter, vor allem der bekannte Graf Las Cases, ein skrupelloser Advokat seines unglücklichen Herrn und ein jesuitisch feiner Schlaukopf, eine meisterhafte Obstruktionspolitik, durch die sie mit ihrer geistigen Überlegenheit den hölzernen Pedanten Lowe oft genug abführten und das Urteil der Zeitgenossen in einer überwältigenden Weise für sich zu gewinnen verstanden.

Ein Meisterzug war z. B. gleich die — in London erfolgte — Veröffentlichung der ersten Schrift über St. Helena, der Briefe eines englischen Schiffsarztes Warden[2]), der den Kaiser auf der Fahrt nach der öden Insel begleitet hatte und nun 1816 nach Europa zurückkehrte. Der ungebildete Verfasser dieses aufsehenerregenden Buches, das wie die gesamte St. Helenalitteratur in die massgebenden Kultursprachen, vor allem das Französische und Deutsche, übersetzt wurde, war, ohne es zu ahnen, das Sprachrohr der Franzosen gewesen. Mit diesem Buche, nicht erst mit den später erschienenen „Briefen vom Kap der guten Hoffnung", beginnt die Reihe der Verteidigungsschriften für den Gefangenen, die zwar ihr nächstes Ziel, eine nochmalige Rückkehr

1) Vergl. Lord Rosebery, S. 8 der franz. Ausgabe.

2) Warden, *Letters written on board H. M.'s Ship the Northumberland, and at Saint Helena, in which the Conduct and Conversation of Napoleon Bonaparte .... are faithfully .... related* ... etc. (Deutsch: Frankfurt, 1817, u. ö.). — Auf die recht interessante, aber auch sehr weitschichtige Bibliographie der St. Helenalitteratur kann hier der Raumverhältnisse halber nur in beschränktem Umfange eingegangen werden. Zur Feststellung der englischen Ausgaben ist der Katalog des British Museum benutzt worden.

des Verbannten, verfehlten, aber nicht verfehlten, in den weitesten Kreisen für ihn und seine Schicksale Stimmung zu machen. Neben dem uns schon bekannten politischen Leitmotiv eines liberalen oder liberalisierenden Kaisers wird das rein humane der Behandlung des unglücklichen Gefangenen geschickt in Szene gesetzt. Welchen Eindruck musste es in Europa machen, wenn man erfuhr, dass die britische Regierung — und das war richtig — mit den Verpflegungskosten für den berühmten Gefangenen in ekelhafter Weise knauserte![1]). Da hörte man gar, dass der Mann, dem die Schlösser Europas zu eigen gehört, sein Silbergeschirr mit den Adlern hatte zerschlagen lassen, um für den kargen Erlös dieser stolzen Reliquien ein Stückchen Brot für sich und seine Treuen zu kaufen. Gewiss, das war nur ein Theaterstreich, aber in seiner Art ein Meisterstück, das an den Schachbrettkünstler von Austerlitz erinnerte und auf dessen Erfindung der raffinierteste Diplomat Talleyrandscher oder Metternichscher Observanz sich etwas hätte einbilden dürfen.

Das Publikum empfing die erste Kunde von den Schlechtigkeiten des Kerkermeisters Hudson Lowe durch zwei Schriften, die wieder in London das Licht der Welt erblickten, aber wie die vorige und alle folgenden schnell ins Deutsche übersetzt wurden. Die eine von ihnen trug den Namen Santinis, eines auf Veranlassung der englischen Regierung von St. Helena entfernten kaiserlichen Bedienten, der sie mit Hülfe des interessanten Polen Piontkowski und eines ehemaligen neapolitanischen Obersten Maceroni herausgegeben oder wenigstens zu der Herausgabe seinen Namen geliehen hatte[2]).

---

[1]) Den Eindruck solcher Nachrichten auf Napoleons alte Krieger hat Balzac in den Reden Philippe Bridaus (in dem Roman *Ménage de garçon*) treffend wiedergegeben.

[2]) Piontowski oder Piontkowski ist eine geheimnisvolle Persönlichkeit, deren wahrer Charakter wohl niemals ganz aufgeklärt werden wird. Als Offizier hatte er den Kaiser nach Elba begleitet, war später auf St. Helena erschienen und wurde 1816 mit Santini und einigen anderen Personen aus Napoleons Gefolge nach London zurücktransportiert. Bald darauf verschwindet er aus der Geschichte. Für die Idee, dass er der englischen Regierung als Spion gedient habe, bieten sich, wie auch Lord Rosebery bemerkt, keine Anhaltspunkte. Piontkowski erwies sich vielmehr als ein treuer Diener seines Herrn, der ihn übrigens von seiner Person ziemlich entfernt gehalten hat. Vergl. über den „romantischen Polen", wie er schon bei Warden heisst, *Quarterly Review*, XXXII, Jan., 1817, p. 508. (Allerdings stammen die Angaben, wie schon der Name der Zeitschrift verrät, von schroff gegnerischer

Santinis Broschüre[1]) war roh und gehörte wie Wardens Büchlein zu den Schriften, deren Übertreibungen, sobald sie ihre Wirkung gethan, von dem Kaiser selbst bequem desavouiert werden konnten. Inzwischen hatte dieser selbst einen förmlichen Protest gegen seine Behandlung erlassen. Es ist das jener merkwürdige Brief, den am 23. August 1816 der Treueste der Getreuen von St. Helena, Graf Montholon, im Auftrage seines Herrn an den Gouverneur Hudson Lowe gerichtet hatte und der, wohl von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmt, durch einen geheimen Kanal (wohl auch Santini) nach England gelangte, wo er als Broschüre gedruckt wurde und, gleich allen St. Helenapapieren, in ganz kurzer Zeit eine Reihe von Auflagen erlebte[2]).

Wenn nun, wie gesagt, diese fliegenden Blätter ihren ersten und unmittelbaren Zweck, den gefesselten Prometheus aus seinen Banden zu erlösen, nicht erreichten und nicht erreichen konnten, so sind doch die Notrufe von der Felseninsel nicht ganz unge-

---

Seite.) — Maceroni, der damals in London lebte, behauptet in einer später dort herausgegebenen Autobiographie (*Life of Colonel Maceroni*, II, 425), der eigentliche Verfasser der unter Santinis Namen erschienenen Schrift zu sein. (Über M. vergl. *Quarterly Review*, XXXVIII, 490 ff., wo er heftig angegriffen wird, weil er den Engländern vorgeworfen hatte, an Marats tragischem Ende mittelbar schuld gewesen zu sein.) Unverständlich ist mir eine Schaltebemerkung im Katalog des British Museum, nach der Santine (oder Santini) ein Pseudonym für Charles Doris sein soll.

[1]) Sie führte in der (anscheinend) ersten Ausgabe den Titel: *An Appeal to the British Nation on the treatment experienced by Napoleon Buonaparte in the Island of St. Helena. — By M. Santine, Huissier Du Cabinet de l'Empereur. — With an Authentic copy of the Official Memoir dictated by Napoleon, and delivered to Sir Hudson Lowe.* — London: Printed for Ridgways, Piccadilly. 1817. 51 Seiten in 8° mit nebengedrucktem französischen Text. — In der Offizin von Ridgway wurde ein grosser Teil dieser Litteratur gedruckt. — Santine (oder Santiné) steht statt des richtigen Santini auch in einer französischen Ausgabe von 1821. — Die 4. Londoner Ausgabe hat den Namen richtig (Ex.: British Museum).

[2]) Montholons Brief erschien zuerst im *Morning Chronicle*, 13. März 1817, dann als Anhang zur Santinischen Broschüre (S. 28—51 der ersten Londoner Ausgabe, ferner (nur englisch) separat unter dem Titel: *Bonapartes Memorial, in a letter adressed by General Count Montholon, to Sir Hudson Lowe, British Governor of the Island of St. Helena. By order of the Emperor Napoleon. Brought from St. Helena by M. Santini, Usher of the Cabinet of Napoleon*, etc. etc. London: Printed for Hebert and Mann, Fleet Street; And sold by Simpkin and Marshall, Stationers Court, and all other Booksellers. 1817. (18 S. in 8°.)

hört verhallt. Im März 1817 brachte Lord Holland, der Führer der Napoleon günstig gestimmten englischen Opposition, dessen Gattin eine persönliche und hülfreiche Freundin des Helden war, im Oberhause einen Antrag zu Gunsten des Verbannten ein, der zwar, wie vorauszusehen war, a limine abgelehnt wurde, aber von der britischen Insel weithin Wellen schlug. Der scherzende Ton, den der Vertreter der Regierung, Earl Bathurst, in seiner Erwiderung auf Lord Hollands Antrag anschlug, wurde auf dem Kontinent als unpassend gegenüber der hehren Tragik des Unglücks empfunden, nicht minder die höhnische Sprache, in der die englischen ministeriellen Journale, z. B. das *Quarterly Review*, den Gefangenen bei jeder Gelegenheit misshandelten.

Um dieselbe Zeit wurde das Interesse für den fernen Dulder durch eine kühne Fälschung erhöht, das sogenannte „Manuskript von St. Helena" (*Manuscrit venu de Sainte-Hélène d'une manière inconnue*)[1], eine sensationelle Schrift, die noch im Jahre 1898 in New-York als „Novität" wiederabgedruckt wurde, wiewohl sie schon im Frühjahr von 1817 erschienen war. Sie entstammte der Feder eines französischen Schweizers, eines Herrn Lullin de Châteauvieux, erregte ungeheures Aufsehen und wurde selbst von nicht ganz urteilslosen Kritikern, z. B. einem Rezensenten der Jenaischen Litteraturzeitung, für eine echte Schrift Napoleons gehalten.

Dieser selbst liess noch im gleichen Jahre die erwähnten „Kapbriefe"[2] auf den europäischen Büchermarkt werfen, ein echtes Werk des Kaisers und seine ausgeführteste Verteidigungsschrift, die wie das *Manuscrit* eine starke Sensation erregte. Dann

---

[1]) Viele Ausgaben, die erste in London bei Murray. Auch Repliken erschienen, und die Schrift fand ungemein zahlreiche Besprechungen. Die von Napoleon, der das Werk natürlich verwarf, dazu geschriebenen Noten, gab 1821 Gourgaud heraus. (*Corr. de Nap.*, XXXI, 275 ff.) Deutsche Übersetzungen des *Manuscrit*: Hamburg, Schulbuchhandlung, und Wiesbaden, Schellenberg; eine, dritte Leipziger, besorgte der unermüdliche Vielschreiber Professor Krug, der wegen der beigegebenen Noten in eine Polemik verwickelt wurde. Die genannten drei deutschen Ausgaben erschienen sämtlich noch 1817.

[2]) Erste mit Zugrundelegung einer sehr fehlerhaften Übertragung der französischen Handschrift besorgte englische Ausgabe in London 1817, deutsch in den „Europäischen Annalen" (1817—1818) u. ö. Die in der *Corr. de Nap.* (XXXI, 295—364) befindliche — übrigens gekürzte — Ausgabe ist eine nach der dritten englischen veranstaltete Rückübersetzung ins Französische.

war wieder einer seiner Getreuen, der Graf Las Cases, nach Europa transportiert worden. Das war, wenn nichts anderes, so doch eine grosse Thorheit der englischen Regierung gewesen. Denn der feine „Jesuit", ein Diplomatenkopf *style Louis XV.*, den man von St. Helena nach dem Kap, von dort nach England und von hier nach dem Kontinent abgeschoben hatte, wurde, wo er sich blicken liess, glänzend empfangen, in Baden-Baden von den vornehmsten Kreisen gefeiert und als „treuer Blondel" seines unglücklichen Herrn und „Bettler des Belisar" — Metaphern von unfehlbarer Wirkung — laut gefeiert[1]). Von Frankfurt aus eröffnete er ein regelrechtes Bombardement mit Briefen und Schriftstücken jeder Art auf die Höfe, Fürstlichkeiten und Parlamente Europas. Alles zu Gunsten des Gefangenen, dessen Befreiung er zwar um keine Zollbreite förderte, für dessen Popularität er aber Unendliches gewirkt hat. Denn diese Schriftstücke erschienen in den Oppositionszeitungen Englands, Belgiens, selbst Deutschlands, und der Brockhaussche Verlag in Leipzig, dessen Inhaber noch vor wenig Jahren unter den Federkämpfern gegen Napoleon in der ersten Reihe gestanden hatte[2]), veröffentlichte in seinen „Zeitgenossen" einen sympathisch geschriebenen Lebenslauf des Grafen nebst verschiedenen der interessantesten Pièces.

Das ungemeine Aufsehen der allgemach zu einem eigenen Litteraturzweige anwachsenden St. Helenaschriften, um die sich Verleger und Käufer rissen, erfuhr noch eine Steigerung, als ein gleichfalls veröffentlichter Brief des im Gefolge des Kaisers auf St. Helena zurückgebliebenen Grafen Bertrand[3]) meldete, dass der schändliche Lowe dem Unglücklichen sogar eine nach der Insel

---

[1]) Über die Schicksale des Grafen Las Cases und die mit ihnen zusammenhängende Flugschriftenlitteratur, deren Dickicht bisher noch undurchforscht war, habe ich vor einigen Jahren in einer kleinen Spezialarbeit, deren Resultate hier kurz zusammengestellt werden, Licht verbreitet. („Ein Schicksalsgefährte Napoleons I. in Frankfurt," Frankf. Zeitg., Nr. 95, vom 6. April 1898.)

[2]) Bei des Kaisers Sturze schrieb Brockhaus: „Welch ein elender Wicht ist denn dieser Napoleon! Pfui! er ist eigentlich nicht wert, dass man ihn anspuckt. Nicht den Mut zu haben, ein so geschändetes Leben zu enden!" (H. E. Brockhaus, Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken u. s. w. I, 329.) Schärfer haben sich kaum Arndt und Jahn über den vom Unglück niedergeschmetterten Gegner geäussert. Wie anders lautet Platens Diktum!

[3]) Bertrands Brief erschien zuerst (Oktober 1818) in englischen Zeitungen, z. B. im *Morning Chronicle*, auch in dem ministeriellen Blatte *The Courier*, 29. Oktober.

geschickte Büste seines Söhnchens vorenthalten habe, jenes unglücklichen Herzogs von Reichstadt, dessen rührende Gestalt bei des Vaters Tode in die Litteratur eintreten und später in den volkstümlichen Pariser Napoleonstücken der Julizeit, auch in den Werken deutscher Autoren wie Heine und Laube — um von neueren zu schweigen —, einen nicht unbedeutenden Platz einnehmen sollte. Ihren Gipfelpunkt aber erreichte die Aufregung in den napoleonfreundlichen Kreisen bei der Nachricht, dass der Irländer O'Meara, ein englischer Marinearzt, der dem Kaiser seine Dienste gewidmet, auf Betreiben des Gouverneurs von St. Helena entfernt und der Leidende ohne ärztlichen Beistand in seiner Einöde hatte zurückbleiben müssen.

O'Meara, ein gewandter Mann von dem Schlage des Grafen Las Cases und der Wahrheit gegenüber noch weniger skrupulös als jener, hatte das in einer Broschüre behauptet, die seine Entlassung aus dem englichen Marinedienst zur Folge hatte, aber den bis dahin unbekannten Doktor im Handumdrehen zu einer europäischen Berühmtheit machte[1]).

And the stiff surgeon, who maintain'd his cause,
Hath lost his place, and gain'd the world's applause[2])

sang Lord Byron.

Nicht allein auf britischem Boden, wo der angesehene *Morning Chronicle*, die erste liberale Zeitung Englands, des Verbannten Sache führte, fanden diese Schriften einen lauten Widerhall. In Frankreich freilich suchte die Bourbonenregierung jede Äusserung der Sympathie für den „Usurpator" niederzuhalten, ja, selbst die Nennung seines Namens zu verhindern. Wie schlecht es gelang, zeigt der bekannt gewordene Pressprozess gegen die Pariser Schriftsteller Comte und Dunoyer, die Heraus-

---

[1]) O'Mearas Schrift erschien unter dem Titel: *An Exposition of some of the Transactions, that have taken place at St. Helena, since the appointment of Sir Hudson Lowe as Gouvernor of that Island*, etc. By Barry E. O'Meara, Late Surgeon to Napoleon. London: Printed for James Ridgway, Piccadilly. 1819. Deutsch in den „Europäischen Annalen", 1819. — O'Mearas Schrift war zugleich eine Erwiderung auf das in Hudson Lowes Sinne geschriebene Buch eines Herrn Theodore Hook, der auf dem Wege von Mauritius auf St. Helena Station gemacht hatte. Diese Entschuldigungen und Ableugnungen von englischer Seite machten, soweit ich habe sehen können, wenig Eindruck. (Ex. beider Schriften: Br. M.)

[2]) Und jener steife Arzt, der für ihn stritt, Ward sehr berühmt und seiner Stelle quitt. (Gildemeisters Übersetzung.)

geber des *Censeur*, welche das *Manuscrit de Sainte-Hélène* abgedruckt hatten, um dessen verbotene Exemplare man sich in der französischen Hauptstadt schlug. Auch in Deutschland hatten die Zeitungen, vor allem die liberalen, für den gefangenen Kaiser vielfach Partei ergriffen. Zuerst schüchtern, dann trotz des Maulkorbs und der beengenden Schnürbrust des Presszwanges immer offener und lauter. So die „Mainzer", die „Neue Speyerer Zeitung", der Nürnberger „Correspondent", Lindners kurzlebige „Tribüne", auch das weimarische „Oppositions-Blatt", an dem Ludwig Wieland, der Sohn des alten Napoleonverehrers Wieland, eine Zeitlang mitarbeitete. Später hatte auch die von dem Könige der Verleger Cotta mit einem nicht gewöhnlichen diplomatischen Geschick geleitete „Allgemeine Zeitung" beigestimmt, hie und da auch das „Frankfurter Journal." Von gelesenen Zeitschriften waren der in Sachsen von Dr. Bergk und Heinichen herausgegebene „Europäische Aufseher" und die von Posselt begründeten „Europäischen Annalen", letztere etwa seit 1817—18, ersterer schon von 1816 an, entschieden napoleonfreundlich. In den Annalen wurden die St. Helenaschriften fast ausnahmslos abgedruckt, der Aufseher wimmelte von Artikeln, in denen die Grösse des Kaisers, die Teilnahme an seinem Schicksal und die Umkehr der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten Stichwörter waren.

Wir standen im Jahre 1819. In diesem wird es stiller auf und über St. Helena. Im Laufe des folgenden Jahres wird es fast grabesstill. Es ist die Ruhe vor jenem Orkan, der die Insel durchrast, wenn der grösste Feldherr der Zeiten, den Namen des französischen Heeres auf den Lippen, zu den Hannibal und Friedrich versammelt wird. Anfang Juli des Jahres 1821 jagen Kuriere bei Mainz über die Rheinbrücke; ihr Felleisen birgt die Kunde, dass der von den Engländern fünf Jahre lang gefangen gehaltene „General Bonaparte" gestorben ist[1]).

Nach dem Voraufgehenden wird es kaum noch befremdlich klingen, wenn ich sage, dass die Abneigung der Kriegsjahre von 1813/15 wesentlich an Boden verloren hat, wenn auch die Anhänger der Reaktionsregierungen in dem Korsen nach wie vor das schwarze Tier der Weltgeschichte sehen und in einzelnen Ländern, nament-

1) Die Nachricht von Napoleons Ableben wurde dem englischen Kolonialamt am 4. Juli durch einen Kapitän Crokat übermittelt. Freitag, 6. Juli, erreichte sie Paris, von wo sie weiterbefördert wurde.

lich in Preussen, ein ausgeprägter Widerwille gegen den Landesfeind in weiten Kreisen der Bevölkerung noch fortbesteht[1]). Wird die Welt von 1821 im stande sein, dem grossen Helden, aber grossen Menschenopferer, dem Manne der Ordnung und des Konkordats, des Presszwanges und der Kontinentalsperre, sine ira et studio ein würdiges Epitaph zu setzen? Über diese Frage sollen die folgenden Kapitel Aufschluss erteilen.

II.

Die Pressstimmen.

Im vorigen Abschnitt, welcher die Darstellung der Gesamtlage und das bei Napoleons Tode vorherrschende Stimmungsmilieu zum Gegenstand hatte, war ein Punkt unerörtert geblieben, der für unser Thema immerhin einige Bedeutung hat: der litterarische Anstand. Nichts hat sich im Laufe der Jahrhunderte so sehr geändert als was man den litterarischen Anstand heisst. Vor längerer Zeit brachte einmal der Pariser „Figaro" über diesen Punkt und allerlei damit Zusammenhängendes eine Reihe interessanter Artikel. Dass man in Zeiten, wo selbst gebildete Frauen sich nicht scheuten, die grässlichsten Hinrichtungen als ein angenehmes und zeitverkürzendes Schauspiel zu betrachten, auch an der Bahre eines toten Gegners in wesentlich anderer Weise seinen Gefühlen Luft machte als am Morgen des zwanzigsten Jahrhunderts, bedarf ja keiner Frage. Aber selbst noch vor achtzig Jahren war man in dieser Richtung weit weniger feinfühlig als in der Gegenwart, und beispielsweise hatte die mehrfach erwähnte Flugblatt- und Karikaturenlitteratur von 1813/15 sich über das grausige Elend und den heldenmütigen Untergang der grossen Armee in Russland mit einer Roheit geäussert, die uns heutzutage auch dem aus nationalen oder persönlichen Gründen verhasstesten Feinde gegenüber unerträglich vorkommen würde[2]). Auch dieser Punkt muss bei der Beurteilung der Napoleonnekrologe in Rechnung gestellt werden.

---

[1]) Noch mehr war das in Russland der Fall. Bei den eigenartigen Verhältnissen dieses Landes und dem Bildungszustand seiner Bevölkerung ganz natürlich. (Vergl. Kap. III bei Puschkin.)

[2]) Vergl. die in den Kreisen der Napoleonisten bekannte Scheible'sche Sammlung „Der Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Bonaparte," Stuttgart, 1849—50, I—XII, passim, Andreas Fischer, „Goethe und Napoleon", 129 ff., mein Buch „Davout in Hamburg", 35.

Selbstredend wird hier von vornherein auf eine Wiedergabe der zahllosen Einzelheiten verzichtet, die man, wie bei Todesfällen üblich, über des Verstorbenen letzte Lebenszeit, über Krankheit, Todesursache und alles Dahingehörige zu berichten wusste. Doch ist immerhin hervorzuheben, dass der aus dem vorigen Abschnitt bekannte Doktor O'Meara eine Erklärung erliess, derzufolge der Kaiser nicht, wie der Leichenbefund erwiesen, am Magenkrebs, sondern an Leberverhärtung, einer unter den Tropen endemischen Krankheit, gestorben sei. Auch hatte sich der letzte Arzt des Gefangenen, der Korse Antommarchi, geweigert, dem von den englischen Militärärzten unterschriebenen Sektionsprotokoll seinen Namen beizusetzen. Die Sache war von Wichtigkeit; denn Napoleons Anhängern lag daran zu beweisen, dass der Kaiser unter dem tropischen Himmel St. Helenas von den Engländern hingemordet sei, während diese ihrerseits behaupteten, er sei ganz einfach an einer Krankheit gestorben, der er überall, auch auf dem Throne, erlegen sein würde[1]). Angriff und Verteidigung gingen noch weiter. Während letztere darauf bestand, dass der „General Bonaparte" mit allen nur möglichen Rücksichten behandelt worden sei, wagte die erstere geradezu das Wort „Vergiftung" auszusprechen. Meine Grossmutter, die jene Zeit miterlebte, hat mir das öfter aus der Erinnerung erzählt, und ich finde ihren Bericht in einem Aufsatz der Pariser *Quotidienne*

Dass sich neben derben Gesellen aus dem Schosse, zum Teil auch aus der Hefe des Volkes unter diesen „Dichtern" ein Kotzebue einfand, der den Korsen früher in den Himmel gehoben hatte, wird kaum befremden. Freilich hat sich auch ein geistsprühender Künstler wie E. T. A. Hoffmann an dem Karikaturenwesen beteiligt. Doch scheint ihn mehr eine vorübergehende Notlage dazu getrieben zu haben, wie ich den wertvollen Mitteilungen Eduard Grisebachs in der Einleitung zu seiner vortrefflichen Hoffmannausgabe entnehme. Dass Jupiter-Goethe mit unwilligem Schütteln der ambrosischen Locken dieser Zerrbildnerei den Rücken kehrte, würde man, auch wenn es nicht ausdrücklich bezeugt wäre, als selbstverständlich annehmen dürfen.

[1]) Der Krankheitsprozess des Kaisers wurde schon wenige Jahre nach dessen Tode von dem Pariser Professor Hereau (*Napoléon à Sainte-Hélène, opinion d'un médecin, Paris* 1829) eingehend erörtert. Es dürfte der Mühe wert sein, die Untersuchung vom heutigen Standpunkte der Wissenschaft aus noch einmal aufzunehmen. Ich habe schon verschiedentlich bei namhafteren Medizinern deswegen angeklopft; die Schüler des Hippokrates scheinen aber die — übrigens gar nicht so schwierige — historische Seite der Frage zu scheuen. Vielleicht ist dieser Hinweis von einigem Nutzen für die Lösung der interessanten Aufgabe.

bestätigt[1]). Als nämlich auf einem der dortigen Theater bei einer Aufführung von Racines *Britannicus* die Stelle recitiert wurde:

Non, non, Britannicus est mort empoisonné,

bewiesen Äusserungen in dem liberalen und bonapartistischen Parterre, dass das Publikumdie Worte des alten Dichters auf den Tod eines noch besser bekannten und erst unlängst verschiedenen Helden recht anwendbar fand.

Da wir einmal bei Paris stehen, wollen wir mit der dortigen Presse beginnen. Nach dem mir zur Verfügung stehenden Material[2]) hat der französische Journalismus die gewaltige Tragik dieses Todes in der am wenigsten würdigen Weise gefeiert. Zwar entstammte einer der bedeutendsten Artikel „Über Bonaparte" in der ultraroyalistischen *Quotidienne*[3]) keiner geringeren Feder als der des blendenden, freilich erzfanatischen de Bonald, und für die gleichfalls scharf legitimistische *Gazette de France* schrieb Achille de Jouffroy ein paar längere Aufsätze[4]), auch im jenseitigen Lager erhoben die von den ersten Federn Frankreichs bedienten Organe des Liberalismus, der *Courrier* und der *Constitutionnel*[5]) vernehmbar genug ihre Stimme; allein, anstatt dem Leben des gewaltigsten Menschen einen würdevollen Epilog zu schreiben, ward das erschütternde Ereignis von den Journalisten auf den Boden des Parteigezänks hinabgezerrt. So liess sich gleich de Bonald von der Furie des blinden Hasses zu der tollkühnen Behauptung hinreissen, in Napoleons Thaten sei nichts, aber auch gar nichts, was ein bleibendes Andenken hinterlassen werde. Ja, er dehnte diesen verwegenen Ausspruch sogar auf die monumentale Gesetzbuchschöpfung des Kaisers aus, die freilich den Ultras ein Greuel war. Man traut seinen Augen kaum, wenn man sieht, dass ein gewagtes Wort Treitschkes, demzufolge der Kaiser dreimal als Deserteur seine Armee verlassen haben soll, in dem Nekrologe jenes französischen Fanatikers seine Quelle hat. Dieser versteigt sich weiterhin in der Erinnerung an

1) *La Quotidienne* vom 25. Juli 1821.

2) Dasselbe stammt teils von der Pariser Nationalbibliothek, teils aus der reichhaltigen Zeitungssammlung der Frankfurter Stadtbibliothek, soweit Berlin und Köln in Betracht kommen, aus dortigen Bibliotheken.

3) *La Quotidienne* vom 29. Juli 1821.

4) Jouffroys Aufsätze erschienen in der *Gazette de France* vom 12. und 14. Juli.

5) In die Redaktion des letzteren trat gerade um diese Zeit der später berühmte Thiers.

gewisse Vorgänge auf der ägyptischen Heerfahrt, zu dem nicht minder kecken Satze, Napoleon, der „Voltairianer“[1]), hätte Katholiken, Protestanten und Jansenisten mit gleichem Hasse verfolgt, weil er eigentlich nur — Muselmänner auf Erden gewollt habe. Der Schluss des feindseligen Artikels lautet: „Er ist als Sturmwind über die Erde gefahren, und nach noch nicht zehn Jahren wird man seine Spur nicht mehr sehen.“

Nicht minder stark parteipolitisch gefärbt waren die Aufsätze von Jouffroy. Aber sie waren geschickter. Auch dieser Anhänger des legitimen Königtums glaubt, dem Usurpator jeden wahren Ruhm absprechen zu sollen. Als Beweis hierfür gilt ihm das „Schweigen“, das sich schon vor Napoleons Tode um dessen Namen verbreitet habe. Man konnte einreden, dass die Regierung der Bourbonen Mühe genug aufgewandt hatte, um die allzu beredten Münder einigermassen zur Ruhe zu bringen, und dass ihr das keineswegs immer nach Wunsch gelang[2]). Aber darin konnte man Jouffroy weniger Unrecht geben, dass die Mehrzahl der napoleonischen Einrichtungen, wenigstens in der von ihm selbst gewollten und gegebenen Gestalt, ihren Schöpfer nicht überdauert hatte. Die Gründung eines „Systems“ war ihm verunglückt. Auch die von dem Verstorbenen selber aufgestellte These, dass er die Revolution „geschlossen“ habe, greift der Schreiber an; er hätte sie vielmehr durch den Sturz alter Dynastien gefördert und ausgedehnt. Auch das war nicht zu bestreiten.

Diese Behauptungen führte Jouffroy, von liberaler Seite heftig angegriffen, am 14. Juli in einem neuen Artikel weiter aus. Er wandte sich hierin speziell gegen die freisinnigen Konstitutionsfreunde, denen er in geschickter Weise vorhielt, dass ohne Napoleon Frankreich um ein volles Jahrzehnt früher eine Verfassung erhalten und dass sie, die nur aus Vorliebe für die Revolution den Korsen anbeteten, sie, die Gleichheitsfreunde, an die Schöpfung des neuen kaiserlichen Adels denken sollten. „Wenn ich die Revolutionäre das Lob Bonapartes singen höre,“ schloss er bissig, „so meine ich, einige Reptile auf die Stufen seines Grab-

---

1) In Wirklichkeit war er, wenn man den Soldaten durchaus zum Schüler eines Philosophen stempeln will, viel mehr Rousseauianer als Voltairianer.

2) Ein Beweis dafür ist die Flut von Broschüren und Gedichten, die im Jahre 1821 aus allen Schichten der Pariser Bevölkerung, besonders auch aus der Tiefe des Volkes hervorquollen. Über diese vergl. Kap. III und den Anhang.

mals schleichen zu sehen, die es durch ihr Gift verschönern zu können glauben."

Solchen Angriffen gegenüber konnte freilich der *Constitutionnel*[1]) auf die gewaltige Laufbahn des Mannes verweisen, besonders auf seine Thätigkeit als genialer Ordner der inneren Verhältnisse, eine Thätigkeit, die in der jugendfrischen Konsulatszeit allgemein so hoch gepriesen worden war. „Die unparteiisch richtende Geschichte wird gestehen müssen, dass Napoleon der Gesellschaftsordnung ungemeine Dienste erwiesen hat," heisst es wörtlich in dem liberalen Blatte. Hierhin wird vor allem auch die von den Royalisten so ungerecht angegriffene Gesetzsammlung gerechnet, daneben die Verbesserungen in der Verwaltung, die öffentlichen Arbeiten, die Neuordnung des Staatshaushalts. Der Artikel des *Constitutionnel* schliesst mit der schwungvollen Wendung: „Die Wahrheit muss sich an seinem Grabe niedersetzen, und wir scheuen uns nicht, es zu sagen, der Gefangene von St. Helena wird unter die grossen Männer gerechnet werden."[2]) Das wird er gewiss.

Nimmt man noch hinzu, dass es die französische Staatszeitung, der *Moniteur*, überhaupt unter ihrer Würde hielt, ein Urteil über den Mann abzugeben, der einst ihr berühmtester Mitarbeiter gewesen war, und dass das *Journal des Débats* anstatt eigener Meinungsäusserung sich damit begnügte, eine gehässige Schilderung Bonapartes aus einem Werke seiner alten Feindin,

---

1) *Le Constitutionnel* vom 11. Juli.

2) Auch in einer nicht ohne Geschick abgefassten Flugschrift wurde auf die Angriffe der royalistischen Blätter geantwortet: *Sur Napoléon ou Réponse aux journaux contre-révolutionnaires qui s'intitulent Quotidienne, Gazette de France, Journal des Débats et Drapeau blanc.* Par Alexandre Barginet (de Grenoble), Paris, 1821. Der liberale Patriot, dessen Name noch öfter in diesen Blättern begegnen wird, betont vor allem die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Gleichheit unter dem kaiserlichen Regimente. Mit den unbedingten Anhängern Napoleons teilt er den Glauben, dass dieser zu grossmütig gewesen sei und die niedergeworfenen Feinde noch stärker hätte knebeln müssen. Die Kriege des Kaisers sieht er als eine notwendige Folge der durch die Revolution gewonnenen Freiheit an; auch die Verfassungsverletzungen erscheinen ihm gewissermassen notwendig. Jedenfalls meint er — und nicht so mit Unrecht —, dass die französischen Ultras keine Ursache hätten, über den Despotismus des Korsen zu klagen, da sie selbst sich alle Mühe gäben, die Bourbonen auf die Rückführung dieser Regierungsform hinzudrängen. (Vergl bes. S. 7, 10, 16 ff. der Broschüre.)

der Frau von Staël, abzuschreiben[1]), so wird man meine obige Behauptung gewiss gerechtfertigt finden, dass der Pariser Journalismus in seinen Hauptvertretern bei dem Tode des einstigen Franzosenkaisers sich keineswegs in allzu grosse geistige Kosten gestürzt, auch in dem, was er geleistet, über den Standpunkt engherziger Parteipolitik sich kaum wesentlich erhoben hat[2]).

Eine Stufe höher stehen manche der englischen Nekrologe. Auch hier drängt sich die Feindschaft, die zwischen dem Franzosenkaiser und den Briten bestanden, bei den Beurteilern stark in den Vordergrund, aber, wie dieser grosse nationale Gegensatz denn doch etwas Imponierenderes hat als die häuslichen Zänkereien der französischen Kammerfraktionen, so ist das Bild, das der Landesfeind von dem Landesfeinde entwirft, in grösseren Zügen angelegt als die Pariser Miniaturen. Selbst die *Morning Post*, die Zeitung des Ministeriums Castlereagh-Liverpool, das den Gefangenen so schonungslos behandelt hatte, giebt zu, dass „er ohne Zweifel der erste Geist seines Zeitalters war." Dann fährt sie fort: „Von der Natur mit Genie begabt und von den Umständen viele Jahre hindurch so sehr begünstigt, dass er keine Schwierigkeit fand, die er nicht auch beseitigte, dass sich ihm keine Macht entgegenstellte, die er nicht überwältigt, und dass es beinahe keinen Ruhm auf Erden gab, den er nicht zum teil verdunkelt hätte — kann es da wohl den Menschenkenner in Erstaunen setzen, dass er es vergass, er gehöre zu einem Geschlecht, dessen Macht beschränkt ist, und dass er es versuchte, sich unwiderstehlich und allmächtig zu machen? Durch den Glauben oder vielmehr durch den Wahn an seine Allmacht zog er sich die Unglücksfälle zu, die seine letzten Jahre verfolgten und ihn die Laufbahn des Triumphes und des Ruhms in Exil und Gefangenschaft enden liessen. Er war von den Umständen auf eine so gebieterische Höhe gestellt worden, von der aus er unsägliche Wohlthaten der Menschheit zu schenken vermochte; aber, anstatt ihr Wohlthäter zu sein, zog er es vor, sich zur Geissel und zum Fluch zu machen."[3]).

---

[1]) *Journal des Débats* vom 19. Juli. Vergl. „Voss. Zeitg.", Nr. 91, vom 31. Juli. Das angezogene Buch der Staël waren die *Dix années d'exil* („Zehn Jahre der Verbannung").

[2]) Auch das *Journal de Paris et des Départements politique, commercial et littéraire* enthielt sich jeglicher Äusserung der Teilnahme. Andererseits kann nicht geleugnet werden, dass die verhältnismässige Dürftigkeit der Pariser Zeitungsberichte mit der Handhabung der Pressgesetzgebung von seiten der französischen Behörden zusammenhing.

[3]) Der Artikel der *Morning Fost* ist vom 5. Juli.

Ich würde darauf verzichtet haben, diese Äusserung nach dem vollen Wortlaut wiederzugeben, wenn sie nicht den Zeitgenossen so ausserordentlich gefallen hätte, dass sie in mehreren deutschen Journalen Aufnahme gefunden hat[1]). Zumal die Idee von dem verunglückten Wohlthäter der Menschheit, der sich in eine Geissel derselben verkehrte, scheint ungemein angesprochen zu haben, da sie gleicherweise in englischen und deutschen Zeitungen, öfters direkt aus der *Morning Post* entnommen, wiederkehrt. Dagegen fand ein anderer Satz des ministeriellen Organs, der Napoleon Ehrgeiz und „Raubgier" vorwarf, durch den Hinweis auf die indischen Verhältnisse und die kolossale Seeherrschaft der Engländer in einem süddeutschen Oppositionsblatt[2]) eine energische Abfertigung, deren Berechtigung die Zeugen der Greuel des südafrikanischen Krieges anerkennen werden.

Besonders unglücklich war die *Morning Post* bei dem Eingeständnisse: „Der Gefangene auf Helena war noch immer der Schrecken der Welt. Der Zauberer, der Kronen und Staaten zertrat, hatte zwar seinen Stab verloren, aber ein Augenblick, ein Zufall konnte ihm denselben wieder in die Hände liefern." Kein Wunder, wenn jenes süddeutsche Blatt über die „Ehre" höhnt, die die Engländer dem gefangenen Kaiser anthaten, als sie ihn „wie einen Zauberer" bewachten!

Das Widerlichste in dem Exkurse des englischen Offizialen aber ist eine Stelle, wo der Peiniger mit puritanisch-pfäffischem Augenverdrehen auf das zu Tode gemarterte Opfer die Verzeihung des Himmels herabwünscht: „So feindlich wir auch während seines Lebens gegen ihn gesinnt waren, so wünschen wir ihm doch nunmehr nach seinem Tode Vergebung."

Auch ein anderes offizielles Organ, der *Courier*[3]), der sich bei und nach Napoleons Sturze in den hässlichsten Schmähreden gegen ihn ergangen hatte, giebt heute ein Urteil, worin Hass und Bewunderung eigentümlich gemischt sind: „*Sic transit gloria mundi!* So endete der ehemals grosse und gefürchtete Mann, der von der Ostsee bis zum mittelländischen Meere Befehle erteilte, vor dem Nationen zitterten und vor welchem Kaiser und

---

1) So wurde sie beispielsweise in deutscher Übersetzung in der „Berliner Zeitung", Nr. 84, vom 14. Juli abgedruckt.

2) In der damals von Butenschön redigierten „Neuen Speyerer Zeitung", Nr. 93 vom 4. August 1821.

3) Der Artikel des *Courier* erschien deutsch in der „Voss. Zeitung", Nr. 85 vom 17. Juli.

Könige sich beugten, nicht im Kampfe, nicht in Gefahren, nicht als Held auf dem Schlachtfelde, wie man es von einem solchen Geiste hätte erwarten sollen, sondern infolge seiner eigenen Furcht(!) in der Verbannung, als Gefangener auf einem nackten Felsen, in seinem Bette."

Schön und richtig aber empfand der Schreiber dieses Aufsatzes die Originalität des napoleonischen Geistes. Alle die beliebten Dichter- und Journalistenvergleiche mit Cäsar und Cromwell, Antonius und Augustus verwerfend, sagt er mit treffendem Ausdruck: „Es war ein Charakter *sui generis*, er stand einzig in seiner Art da, er glich keinem vor seiner Zeit .... er glich überhaupt keinem Bruder und hatte keinen Bruder".

Daneben fehlt es natürlich wieder nicht an herabsetzenden Bemerkungen, und auch dieser Engländer ist der Ansicht, dass „Bonaparte unstreitig den Charakter eines Tyrannen besessen habe". Wieder ein anderes Ministerialblatt nennt ihn „ein Ungeheuer von Untugenden und Verbrechen — und von Grösse" und bezeichnet ihn als einen der „verwüstendsten Weltenstürmer", die nach Alexander, Cäsar und Karl dem Grossen je die Geschichte aufzuweisen hatte [1]).

Gerechter als der Servilismus der Offiziösen wurde dem Gegner ihres Landes die liberale Partei, aus deren Reihen, wie wir im vorigen Kapitel sahen, dem Gefangenen sogar im englischen Parlamente warme Verteidiger erstanden waren, deren Dichter wie Byron und Moore über die Behandlung des Unglücklichen entrüstet waren und deren Schriftsteller und Frauen, Byrons Freund Hobhouse, der Herzog von Bedford und Lady Holland, es sich hatten angelegen sein lassen, ihm durch zartsinnige Sendungen von Büchern, Früchten und Erfrischungen die schweren Leidenstage einigermassen zu erleichtern.

Einen der besten und durchdachtesten Artikel über den toten Cäsar brachten die gemässigt liberalen *Times* [2]). Der Ver-

[1]) Vergl. „Voss. Zeitung", Nr. 85 vom 17. Juli.

[2]) Die gehaltvolle Arbeit, deren Originaltext im Anhang mitgeteilt wird, erschien in Nr. 11290 der *Times* vom 5. Juli 1821. Auch dieser Aufsatz wurde von der deutschen Presse mehrfach benutzt. So in der „Voss. Ztg.", Nr. 86 vom 19. Juli. Es geschah dies durch Vermittelung der auswärtigen Korrespondenten, die von Paris und London lange Auszüge aus den dortigen grossen Zeitungen an ihre Blätter zu schicken, bezw. solche in grösstenteils wörtlicher Entlehnung in ihre Berichte aufzunehmen pflegten. Für den deutschen Journalismus damaliger Zeiten ein recht trauriges Zeugnis!

fasser dieser guten Arbeit geht von dem ritterlichen Gedanken aus, dass es sich nicht zieme, die Siege über den lebenden Krieger durch würdelose Ungerechtigkeit gegen den Toten zu entweihen. Er ist gerecht genug einzuräumen, dass einst General Bonaparte in das öffentliche Leben mit einer ebenso grossen, aber wohl keiner grösseren Selbstsucht eingetreten sei als bei anderen Männern seines Alters und seines Berufes der Fall zu sein pflege. In diesem Beruf und in der dazu gehörigen Erziehung, der ausschliesslich militärischen Bildung des Konsul-Generals, sieht der Verfasser den Grundstein zu dessen Grösse, aber auch den ersten Grund zu dem ausschweifenden Missbrauch, den er mit einer schrankenlosen Macht getrieben habe. „Ein Offizier als solcher", sagt, den Nagel auf den Kopf treffend, dieser Liberale, „hat keine Vorstellung von der Teilung der Staatsgewalten"[1]). Von der Notwendigkeit einer unumschränkten Regierungsgewalt für Frankreich sei er sicherlich selber aufrichtig überzeugt gewesen, zumal in einer Zeit, wo das Land noch vom Streit der Parteien zerrissen war. Die schrankenlose Gewalt im Innern hätte ihn zu auswärtigen Eroberungen verlockt und so wäre er bedauerlicherweise — hier berührt sich der Schreiber der *Times* mit anderen Kundgebungen — eine Geissel der Menschheit geworden, deren Wohlthäter er durch die Hälfte der zu ihrer Unterdrückung aufgewandten Mittel hätte werden können. Das wurde dann die Ursache seines Sturzes: „Der Übermut und die Verheerungssucht Bonapartes als Sieger erzeugte unter den zu Sklaven erniedrigten Völkern ein unerträgliches Gefühl ihres Elends, und sie wünschten sich zu rächen; die Ungerechtigkeit selbst und Bonaparte mit seinem unnatürlichen Reiche stürzte zusammen." Bemerkenswert in diesem Artikel ist noch die in England fast beispiellos dastehende gerechte Würdigung der mehr persönlichen Eigenschaften des grossen Generals: „Seine militärische Regierung zeichnete sich durch eine strenge und unparteiische Gerechtigkeit aus. Er verstand sich in hohem Grade auf die Kunst, den Eifer seiner Truppen anzuregen und ihre Anhänglichkeit zu gewinnen. Er war fest und treu in seiner Freundschaft und übte

[1]) Schon in den hoffnungsfreudigen Tagen des Konsulats war geistreichen Beobachtern wie dem deutschen Musiker Reichardt und dem dänischen Diplomaten Rist ein gewisser Bildungsmangel aufgefallen, den die vorwiegend militärische Erziehung des jungen Bonaparte zur Folge haben musste. Vergl. darüber mein Buch „Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher", 67.

keine Rache, wenn es möglich war, Vergehungen ungestraft zu übersehen. Nicht allein Franzosen, auch Mitglieder anderer Nationen, die Gelegenheit hatten, sich dem verstorbenen Kaiser zu nahen, bezeugen seine wunderbare Macht über die Menschen. Er scheint das Talent besessen zu haben, nicht allein zu befehlen, sondern, wenn es ihm gefiel, auch durch Vermittlung und Überredung seinen Willen durchzusetzen".

Weniger hoch als die *Times* wusste sich bei dieser Gelegenheit der *Morning Chronicle* über Parteigezänk und Parteiinteresse zu erheben [1]). Der *Morning Chronicle*, ein entschiedenes Oppositionsblatt, hatte sich, wie wir hörten, in den letzten fünf Jahren durch Verteidigung des Gefangenen gegen die Brutalitäten des Ministeriums Castlereagh-Liverpool ein nicht wegzuleugnendes Verdienst erworben, wenn auch das liberale Blatt hierbei manchmal über die Grenzen der Wahrheit und Mässigung hinausgeschossen war. Die Kundgebungen der Begleiter des Kaisers nebst allem Dahingehörigen erschienen zuerst im *Chronicle*, so auch jetzt der freilich nicht unbedenkliche Brief O'Mearas, worin dieser zu Gunsten seiner Hypothese einer Leberverhärtung gegen den Magenkrebs Napoleons opponierte. Beim Tode seines langjährigen Klienten erhob das englische Blatt noch einmal laut genug seine Stimme gegen die Minister, als deren Opfer der Verstorbene von der öffentlichen Meinung bezeichnet wurde: „Die Geschichte von dem Schlusse seines Lebens ist alles, nur nicht ehrenvoll für diejenigen, die die Geschäfte dieses Landes leiten, und ebenso wenig für die Nation selbst." Den Gemeinplatz, dass Napoleon die Forderung des Schicksals, ein Wohlthäter der Menschen zu werden, nicht erfüllt habe, glaubte auch der *Chronicle* seinen Lesern nicht ersparen zu dürfen. Der Richtung des Blattes entsprechend wurde er natürlich dahin aufgefasst, dass der grosse Mann nicht hätte versuchen sollen, die „aristokratischen Vorurteile" wieder ins Leben zu rufen. Hier berührt sich der *Chronicle* einen Augenblick mit einem Jouffroy. Wie dieser über die Gründung des kaiserlichen Adels spottet, so ärgert sich die liberale Zeitung über Napoleons Verbindung mit den alten Dynastien. Der Bund mit der Österreicherin, der „kaiserlichen Blondine", zu der die „mensch-

---

1) Der im Text besprochene Artikel des *Morning Chronicle* erschien am 5. Juli; das „Frankfurter Journal" nahm ihn (Nr. 194 und 195) in seinen Spalten auf; auch sonst klingt er mehrfach in der deutschen Presse wieder.

gewordene Revolution mit Stiefel und Sporen ins Bett gestiegen“ [1]), war den Liberalen anstössig und hat den unbarmherzigen Tadel Börnes und selbst des Napoleonenthusiasten Heine herausgefordert. Ohne diesen Fehltritt, meint auch der *Chronicle*, hätte er bei seiner aussergewöhnlichen Machtstellung die „Herrschaft des Fatalismus und der Privilegien“ auch in anderen Ländern leicht vernichten können.

In diesem Zusammenhange kann es nicht befremden, aber es wird im Munde eines Engländers überraschen zu hören, die Schlacht bei Waterloo habe lediglich dahin geführt, „die Unabhängigkeit des schönsten Teils Europas zu vernichten“, um „die Fesseln der Nationen zu befestigen.“ Die Vorstellung selbst ist uns aus dem vorigen Kapitel geläufig, der glühende Hass Heines gegen Blücher und Wellington wird zum Teil daraus erklärlich [2]).

Und wie hat man in der Heimat des alten Haudegen Blücher, der samt dem Dennewitzer Bülow seinem grossen Gegner schon ins Schattenreich vorausgeeilt war, die Kunde von dem Tode des Mannes aufgenommen, den man noch vor wenig Jahren mit seinen Gardejägern zu Leipzig hatte durch das Petersthor reiten sehen? Deutschland, in dessen schöner Litteratur noch immer der Abendstern Goethes leuchtete, während die Meteore der Romantik eins nach dem andern am Boden verlöschten, stand in der politischen Erziehung hinter England und Frankreich um ein beträchtliches zurück, und die Helfershelfer Metternichs, die Kongresse und die Karlsbader Beschlüsse sorgten dafür, dass der ohnehin ebenso zahme wie unbehülfliche deutsche Journalismus sich nicht ohne Beisskorb auf die Strasse verirrte. Das zeigten auch bei dieser Gelegenheit die langen, aber fast durchweg aus den grossen Pariser und Londoner Zeitungen wörtlich übersetzten und mit vorsichtiger Quellenangabe etikettierten Artikel, mit denen z. B. die Berliner Zeitungen ihre Leser bewirteten. Die Zukost eigenen Urteils war dabei entweder gänzlich gespart oder doch auf ein äusserst bescheidenes Mass beschränkt. Daneben druckte die „Spenersche Zeitung“ [3]) bei dieser Gelegenheit einen Exkurs über Napoleons Laufbahn ab, der dem unlängst erschienenen Werke eines geschätzten deutschen Historikers, des Breslauer Professors Friedrich Manso, über die Geschichte des preussischen

---

1) Heines Werke (Elster), 7, 290.
2) Auch Byron hat diese Antipathien geteilt.
3) „Spenersche Zeitung“, Nr. 85 v. 17. und Nr. 86. v. 19. Juli 1821.

Staates seit dem Hubertusburger Frieden[1]) entstammte und sich übrigens dem Landesfeinde gegenüber durch schöne Masshaltung auszeichnet. Die interessanteste Stelle daraus lautet:

„Man kann nicht von Napoleon scheiden, ohne der Erwartungen zu gedenken, um die er edle Gemüter getäuscht hat. Wie gross auch immer die Summe der Leiden sein mag, die durch ihn über die Menschheit gekommen sind, — die Summe von Glück und Wohlfahrt, die sie von ihm erwarten durfte, ist ohne Vergleich grösser[2]). Mit einer Überlegenheit des Geistes geboren und mit einer Thätigkeit ausgerüstet, wie selten auf einem Throne erscheint, hätte er, weise sich beschränkend und seinen Willen nicht zum höchsten Gesetz erhebend, Europas Fürsten ohne Waffen bezwungen, ihrer Völker Herzen erobert und sich durch Mässigung ein bleibenderes Denkmal als durch alle glänzenden Schlachten und errungenen Siege gestiftet. Der Willkür der Gebietenden konnte er, der mächtigste aller, steuern, sichernde Verfassungen, das tief gefühlte Bedürfnis der Zeit, durch ein Beispiel, das zur Nachahmung nötigte, hervorrufen, die ungeordneten Verhältnisse zwischen den Befehlenden und Gehorchenden für Jahrhunderte ordnen. Darauf, dass er durch Wort und That die Zwingherrschaft befestigte, sein Volk von aller Teilnahme an der Verwaltung und Gesetzgebung verdrängte und so der würdigsten Idee, die der Belebung entgegenharrte, den Eintritt in das Leben versagte, — darauf mehr denn auf alles andere wird die Nachwelt die Anklage seines Namens und den Tadel seines Gedächtnisses gründen."

Dieses Resumé und seine damalige Verwertung ist nicht ohne Bedeutung. Es erscheint auffallend, dass neben der Spenerschen Zeitung auch ein im Geruch höchster Offiziosität stehendes Organ, die Frankfurter „Ober-Postamts-Zeitung", soll man sagen, den Mut oder die Naivetät besass, in dieser Hochflutzeit der Reaktion sogar die auf die Verfassungen bezüglichen Stellen des Manso-Citats in ihre Spalten aufzunehmen[3]).

Weder der „Hamburgische Correspondent" noch das „Frankfurter Journal" oder die „Kölnische Zeitung" benutzten den ewig denkwürdigen Haltepunkt der Geschichte, um eigene Gedanken

---

1) (Manso) Geschichte des preussischen Staates, III, 410.

2) Dem oft wiederholten Gedanken, dass in Napoleon der Welt ein Wohlthäter verloren gegangen, hat der Deutsche Manso, wie man sieht, einen viel feineren Ausdruck gegeben als die englischen Journalisten.

3) „Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung" Nr. 191.

auszusprechen[1]), und die letztere brachte nur den kindischen Bericht eines „deutschen Biedermanns", der am 10. Mai St. Helena verlassen haben wollte. In den Reden, die dieser den sterbenden Kaiser halten liess, spielt Napoleons bis zum Überdruss wiederholtes Geständnis seiner „Unreife", spielen Engel des Friedens, die das Krankenbett des „ohne Seufzer, ohne Kampf" dahinscheidenden Kriegers umflattern, eine so alberne Rolle, dass man sich versucht fühlt, an so etwas wie „Tropenkoller" bei dem biederen Landsmanne zu glauben[2]).

Vorsichtig wie immer war die „Allgemeine Zeitung". Doch wagte sie, ein paar schöne Lapidarsätze auf den rauhen Stein des Hünengrabes von St. Helena zu setzen, dem der kleinliche Brite sogar die Namensaufschrift weigerte. Sie mögen hier Platz finden[3]): „Die, welche ihn einst vergötterten, und die, welche unablässig bemüht waren, alle mögliche Schmach auf seinen Namen zu häufen, mögen nun an seinem Grabe ihren Wahn ablegen und zu ahnden anfangen, dass Erscheinungen, wie diese nicht aus den beschränkten Momenten der Gegenwart begriffen und beurteilt werden können. Sie sind zu tief begründet im planmässigen Zusammenhang der Weltereignisse, und wer könnte leugnen, dass Napoleons Dasein noch mit tausend unsichtbaren Fäden an die Zukunft geknüpft sei? Hierin aber bewährt sich die grosse Lehre, dass es nicht der Mensch allein ist, der die Weltgeschichte macht. Wäre übrigens auch bloss die Rede von Napoleons Persönlichkeit, so sollte man sich wenigstens — zu bescheiden wissen."

Dem Gedanken der Bescheidung, dem wir unter den Dichterstimmen bei Manzoni wieder begegnen werden, hat auch der geachtete Journalist und Volksschriftsteller Zacharias Becker[4]) Ausdruck gegeben, der in Gotha mehrere weitverbreitete Zeitungen redigierte, früher zu den begeisterten Lobrednern des Kaisers gehört hatte, später aber in langwieriger Gefangenschaft auch die Kehrseiten des napoleonischen Systems hatte kennen lernen müssen.

---

1) Ebensowenig natürlich die Wiener Blätter und die unter österreichischer Censur stehenden Zeitungen Oberitaliens.

2) Dieser völlig romanhafte Bericht, den sich die „Kölnische Zeitung" von ihrem Londoner Korrespondenten melden liess, erschien in Nr. 121 vom 31. Juli 1821.

3) „Allgemeine Zeitung," Nr. 194, vom 13. Juli. Der demokratischen „Neuen Speyerer Zeitung" gefiel die Stelle so gut, dass sie dieselbe wörtlich wiederholte: (Nr. 86 vom 19. Juli).

4) Vergl. über ihn: Holzhausen, Der Urgrossväter Jahrhundertfeier, Leipzig, Avenarius, 1901, 34 f.

Jetzt, beim Tode des Gewaltigen, sagt er in seiner „National-Zeitung der Deutschen“: „Ihn verkleinern, die Kraft und Gewalt seines Geistes ableugnen wollen, wäre elend und kleinlich.“ Dann folgt der schöne Gedanke: „Wie viel erbärmlicher würde nicht nach Jahrhunderten, wenn die Geschichte seine Thaten ruhiger wägen wird, als wir es können, seine Mitwelt ihm gegenüberstehen, wenn seiner Geisteskraft und seiner Thatenmacht nicht gerechte Anerkennung zu teil würde?“ [1])

Energischer zu Napoleons Gunsten äusserten sich bei seinem Hinscheiden nur einige süddeutsche Oppositionsblätter, bei denen die Vorliebe der dortigen Liberalen für den weiland Protektor des Rheinbundes stark zum Durchbruch kam. Schon oben war ein Aufsatz aus der „Neuen Speyerer Zeitung“ angezogen, in dem gegen die heuchlerischen Süssigkeiten der englischen *Morning Post* Front gemacht und den Briten eine bittere Pille zu schlucken gegeben wurde.

Massvoller war eine Arbeit des Herausgebers der „Mainzer Zeitung“, des alten Klubisten Friedrich Lehne, der von seiner einstigen Schwärmerei für den fränkischen Helden später zurückgekommen war, aber dem Gestürzten gegenüber ein humanes Mitgefühl niemals verleugnete. Zeuge hiervon ist mancher Aufsatz in der „Mainzer Zeitung“, ist vor allem das edelgeformte Gedenkblatt, das der talentvolle Schriftsteller am Grabe des einst hochverehrten Kriegers und Staatsmannes niederlegte.

Ja, man kann sagen, unter den Zeitungsschriftstellern hat kaum einer die erschütternde Tragik des Lebensendes Napoleons so tief empfunden und ihr so beredte Worte geliehen wie Friedrich Lehne [2]): „Der Mann, der mit einem in der Geschichte beispiellosen Glanze aus einem Jahrhunderte in das andere trat, der Mann, der durch eigene Kraft, durch eigne Klugheit sich nicht nur an die Spitze seiner Nation, sondern an die Spitze eines halben Weltteils schwang, nachdem er in drei Weltteilen gekämpft und lange gesiegt hatte . . . . stirbt in der Einöde“.

[1]) Aus einem Aufsatze „Napoleon Bonaparte“ in der „National-Zeitung der Deutschen“, 29. Stück, vom 18. Juli 1821, Spalte 523—524.

[2]) Lehnes Aufsatz erschien zuerst in der „Mainzer Zeitung“, Nr. 83, vom 12. Juli. Er findet sich auch in Fr. Lehnes gesammelten Schriften, herausgegeben von Külb, III, 458—60, auszüglich im „Hamburgischen Correspondenten“, Nr. 115, vom 20. Juli. — Über den Verfasser habe ich in meinen „Litteratur- und Stimmungsbildern aus den ersten Koalitionskriegen“ (Beilage zur Allg. Zeitg., Nr. 86, vom 15. April 1899) eingehender gehandelt.

Dieses „welthistorische Ereignis“ bietet dem Denker viele Fragen dar, aber Lehne erklärt sich ausser stande, ist vielleicht auch zu vorsichtig, um sie alle zu beantworten. Auch die Lösung der Frage nach den eigentlichen Zielen des napoleonischen Strebens überlässt er der Zukunft. Am wenigsten aber, meint dieser ehrliche Beurteiler, wären die frechen Schmähredner berechtigt, darüber abzuurteilen, denen der verstorbene Kaiser Wohlthaten erzeugte, und die nun sich „aller Dankbarkeit, selbst aller Billigkeit gegen einen Mann entbunden glaubten, der ihnen keine mehr erzeigen konnte“. Das ging auf viele charakterlose Franzosen, auch auf manche ehemalige Rheinbündler und andere Deutsche. Den Politiker verrät in Lehnes Aufsatz besonders die Frage, was die Menschheit durch Napoleons Fall gewonnen und welche Wirkung das grosse Beispiel auf das Wohl der Völker, die durch ihn gelitten, ausgeübt hätte. Dann folgen die in ihrer ungekünstelten Empfindung packenden Schlussworte, die den vielstimmigen Chorus der Pressstimmen bei dem Tode des Imperators würdig beschliessen werden:

„Wäre dieser Mann vor zehn Jahren gestorben, wie würden die Totenglocken durch halb Europa gesummt, wie würden alle Höfe die Trauer angelegt, wie würde ein anderer Fontanes[1]) sein Rednertalent haben glänzen lassen, wie würden alle Kirchen Frankreichs schwarz verziert worden sein[2]); welche Oden, welche Elegien würden wir gelesen haben[3]). Nun gingen hinter seinem

---

1) Der französische Akademiker Fontanes feierte bekanntlich den auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes stehenden Kaiser in zahlreichen Prachtoden und pomphaften Reden, später besang er mit gleichem Pathos die Bourbonen.

2) Und doch wurde auch jetzt, und zwar in Lehnes unmittelbarer Nähe, für den französischen Kaiser ein Trauergottesdienst abgehalten, der in seiner Einfachheit die ganze Tiefe des deutschen Gemütslebens offenbart. Dem „goldenen“ Mainz gegenüber, unfern der Mainspitze, liegt, in die Wiesen des friedlichen Flusses gebettet, das Dörfchen Kostheim, dessen Einwohnern der Franzosenkaiser einst bei einem Brande eine namhafte Unterstützung gewährt hatte. Als die Nachricht von seinem Tode eintraf, versammelte der Pfarrer beim Morgengrauen — es war gerade in der Erntezeit, und die Leute waren tagsüber stark beschäftigt — die kleine Gemeinde, um in dankbarer Erinnerung ein stilles Messopfer für die Seelenruhe ihres Wohlthäters dem Allerhöchsten darzubringen. Ein Zug naiver Frömmigkeit, der noch nach achtzig Jahren zum Herzen spricht.

3) Oden und Elegien haben trotzdem nicht gefehlt. Der Leser wird sich bald davon überzeugen.

Sarge einige treue Unglücksgefährten, vielleicht einige englische Offiziere, heimlich froh, der Sorgfalt seiner Bewachung überhoben zu sein, aber doch ergriffen von dem Schauspiele der Wandelbarkeit des Glücks. Anstatt eines kostbaren Mausoleums ist die Klippe, auf der er starb, sein Monument, schreckbar und gross wie sein Schicksal".

III.

Die fremdländischen Poeten.

Wollte man den aus dem vorigen Kapitel bekannten Berichten französischer und englischer Zeitungen aufs Wort glauben, so wäre der Eindruck, den der Abgang des ersten Mannes der Zeit auf die Mitlebenden macht, ein verhältnismässig sehr geringer gewesen. Es mag das immerhin sein, wenn man ihn mit der Wirkung vergleicht, die Napoleons Tod hervorgerufen haben würde, wäre dieser inmitten der Kaiserglorie, in einem der Schlösser von Paris oder Versailles eingetreten, erst recht, wenn den Feldherrn im Artilleriefeuer, im Getümmel der Reitergeschwader, selbst noch im letzten Carrée der alten Garde bei Waterloo doch eine jener Kugeln getroffen hätte, die, wie er selbst an der Brücke von Montereau scherzte, nicht für ihn gegossen waren. Bedenkt man aber die thatsächliche Lage, so darf man im Gegenteil sagen, dass der Tod des einst Mächtigen auch unter den gänzlich veränderten Umständen einen Sturm erregte, dessen litterarische Spuren, wovon wir uns zum teil schon überzeugten, stark genug sind, um auch ohne allzu tiefes Nachgraben noch heute leicht sichtbar zu werden.

Die Gelegenheit ist zu verführerisch, um nicht auch einen Augenblick bei dem Benehmen einzelner hervorragender Personen zu verweilen, die dem Kaiser mehr oder weniger nahe gestanden und deren Aufführung bei dem Empfang der Todesbotschaft gewisse Blicke in die Geheimnisse des menschlichen Seelenlebens eröffnet. Um mit dem nach Napoleons Sturze mächtigsten Manne der Welt, dem Fürsten Metternich, zu beginnen, so spielte er den Blasierten, während er innerlich noch vor dem Schatten des Siegers von Wagram erbebte. „Dieses Ereignis", schrieb er an den österreichischen Botschafter Esterhazy nach London, „macht vielen ruchlosen Hoffnungen und Planen ein Ende. Es hat für die Welt kein anderes Interesse." Es musste doch wohl noch ein

„anderes Interesse“ haben; warum hätte sonst derselbe Metternich das englische Ministerium beschworen, alle von St. Helena ankommenden Papiere unverzüglich mit Beschlag belegen zu lassen[1])?

Auch der Kanzler Pasquier, einst Polizeipräfekt unter dem Kaiser, jetzt Minister des Auswärtigen in Paris, glaubte behaupten zu dürfen, dass die Erregung geringer gewesen sei, als man hätte glauben sollen. Gleich darauf giebt er freilich seinen Worten ein Dementi, indem er die Trauer der alten Waffengefährten als „rührend“ bezeichnet und einen hinreissenden Zug von dem einstigen kaiserlichen Adjutanten Rapp berichtet, der bei der Todesnachricht erschüttert zusammenbricht und — die Regung ehrt den indolenten Bourbonen — von König Ludwig XVIII. getröstet wird[2]).

Von Napoleons Verwandten ertrug Mutter Lätitia das ungeheure Schicksal mit dem Heroismus einer Römerin, die Exkaiserin Marie Louise, jetzt Herzogin von Parma und Piacenza, die gerade einem frohen Ereignisse, der Geburt eines — unehelichen Kindes entgegensah, zeigte einige leichte Spuren von Gewissensbissen und erfüllte im übrigen das Decorum durch Anordnung einer dreimonatlichen Hoftrauer in ihrem Zwergstaate; im Schlosse zu Schönbrunn weinte ein unglücklicher Knabe bittere Thränen, als ihm sein Präceptor Foresti in einer Abendstunde auf schonende Weise den Tod des Vaters mitteilte[3]).

Auch aus Deutschland haben wir einige bezeichnende Nachrichten. Major Knebel schickt die Kunde an Goethe; sein Brief trägt ein schwarzes Siegel[4]). Der Berliner Schriftsteller Friedrich Buchholz, einst ein feuriger Verehrer des Kaisers[5]), der dann später die politischen Wandlungen der Zeit mitgemacht hatte, schreibt in sein „Historisches Taschenbuch“ eine farbenreiche

---

[1]) Vergl. *Le Testament et la Mort de Napoléon*, Kap. XII des auf gründlichster Forschung beruhenden und in einem edlen Geiste gehaltenen Werkes *Le Roi de Rome*, das mein Freund Henri Welschinger den Manen des unglücklichen Kaisersohnes widmete (Paris, 1897, S. 248 ff.). Eines der schönsten Bücher zur napoleonischen Geschichte!

[2]) *Mémoires du Chancelier Pasquier*, V, 357—59.

[3]) Welschinger, a. a. O.

[4]) Knebels litterarischer Nachlass und Briefwechsel, II, Nr. 580; Andreas Fischer, „Goethe und Napoleon,“ 155.

[5]) Buchholz zeigt sich als solchen besonders in seinem 1805 erschienenen Buche „Der neue Leviathan“, vergl. Holzhausen, „Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher,“ Bonn, 1900 (passim). Sogar 1806 äusserte Buchholz Befriedigung über den Sieg der Franzosen. (Varnhagen, Denkwürdigkeiten und verm. Schrr., I, 403.)

Schilderung der Teilnahme, die das erschütternde Ereignis allerorts gefunden und der er, der Schreiber, nicht ferngestanden zu haben scheint[1]). Er erwähnt darin, dass „nichts von allem, was darauf berechnet war, das Andenken des Hingeschiedenen zu bezeichnen, Beifall oder Abgang fand," dagegen „das öffentliche Mitleid an seinem Grabe weinte."

Versuche, das Andenken des Toten in wirklich unwürdiger Weise zu schänden, finden sich nur vereinzelt, und sie erhielten durchweg die gebührende Abfertigung. Als in der Sitzung der ostindischen Kompagnie am 4. Juli ein Herr Lowndes dem Präsidenten zu der eben eingetroffenen Nachricht von dem Ableben Bonapartes Glück wünschen wollte, wurde er von diesem unterbrochen, und es ward dem taktlosen Menschen bedeutet, dass es unpassend (‚indecent') wäre, das natürliche Ende eines politisch toten Mannes zum Anlass einer Gratulation zu nehmen[2]). In Frankreich konnten sich einige Ultras nicht enthalten, in obskuren Flugblättern ihrem Hasse gegen den „Tyrannen" noch einmal Luft zu machen; sie ernteten nur Verachtung. Diese äusserte sich vernehmlich in der Deputiertenkammer, wo ein Herr Duplessis-Grenedan bei den Debatten über das Censurgesetz nur von einem „Usurpator" sprach und eine Stimme von den Bänken der Linken mit einem kurzen „Er ist tot!" den Sprecher zur Ruhe verwies. Auch die affektierte Gleichgültigkeit, die ein paar höhere preussische Offiziere in Berlin bei dem Bekanntwerden der Todesnachricht zur Schau trugen, empfängt von einem aufrichtigen Patrioten wie Varnhagen eine derbe Rüge[3]).

Zu diesen vereinzelten Ausbrüchen alten Grolles steht eine Volkslitteratur in merkwürdigem Gegensatze, die in Paris während des Sommers und Herbstes von 1821 völlig spontan aus

---

1) Fr. Buchholz, Historisches Taschenbuch, 7. Jahrgang, Berlin, 1823, 348 ff. Die Beispiele liessen sich häufen. Hier nur noch eins: Dominique de Pradt, der ehemalige Erzbischof von Mecheln, ein Diplomat in Napoleons Diensten, der später zu den Bourbonen übergegangen und sich endlich zur liberalen Opposition geschlagen hatte, beeilt sich, in seinem Werke *L'Europe et l'Amérique en* 1821 dem Kaiser folgende immerhin nicht ganz übel ersonnene Grabschrift zu setzen: „Hier ruht, der sich von dunkler Herkunft zum ersten Throne Europas erhob, die Welt blendete und erschütterte und hierhin sank. Wanderer, wer Du auch seiest, denk' an Napoleons Grab, und nie wirst Du vergessen, was der Mensch ist."

2) *The Times*, 1821, Nr. 11290.

3) Varnhagen, Blätter a. d. preuss. Geschichte, I, 338.

der Erde schiesst, dann ebenso rasch wieder unter dem Boden verschwindet und heutzutage in Überresten unter den feinen dunkelroten Maroquinbänden der Nationalbibliothek ein beschauliches Dasein führt, dessen fast säkulare Ruhe gestört zu haben ich mir zum Vorwurf machen muss[1]). Wem in diesen künstlerisch freilich meist wertlosen Reliquien zu blättern vergönnt war, nur der wird voll und ganz begreifen, wie tief das Bild des „straffhaarigen Korsikaners" in die Seele des französischen Volkes gegraben war. Kaum ist die Todesnachricht nach Paris gekommen, so erscheint in den Läden der marchands de nouveautés Broschüre auf Broschüre, manche mit Trauerrand und rohen Emblemen, aus denen der Schmerzensschrei des französischen Volkes über die unerhörte Schmach von St. Helena gellend zum Himmel dringt. Da erschallen Oden zum Preise des göttergleichen Helden, die den klassischen Versbau eines Fontanes vermissen lassen, aber auch nichts von der Falschheit dieses Dieners der Grossen wissen, der 1814 die Urkunde der Absetzung des vielbesungenen Kaisers redigieren konnte; am Grabe des Märtyrers trauert schwermütig die Elegie, angestimmt von der Witwe eines seiner tapfern Krieger; Stanzen und Romanzen, Couplets und poetische Prosa werden in Bewegung gesetzt, um sein Lob und der Engländer Bosheit zu singen. Da treten alte Soldaten an die Bahre des Mars, ein *De Profundis* wird von einem Invaliden angestimmt; zu diesen Graubärten gesellen sich zwanzigjährige Republikaner, ein Student der Rechte, in dessen etwas phrasenreicher Prosa die persönliche

---

[1]) Eine Besprechung allerdings nur eines Bruchteils der nach Napoleons Tode aus der Erde geschossenen Pariser Broschürenlitteratur lieferten die „Allgemeinen politischen Annalen", 5 Bd. 1822, 166 ff. Auch die Zusammenstellung in der *Bibliographie de la France* ist wohl kaum ganz vollständig. Manches findet man nur gelegentlich in antiquarischen Katalogen, deren ich einige mit höchst wertvollem Material der Güte eines verständnisvollen Sammlers verdanke, des Herrn Maurice La Chesnais in Paris, Verfassers der hübschen Studie *Les Monologues de Napoléon Ier*, Paris, L. Baudouin, 1891, der mich schon öfter in uneigennütziger Weise durch Mitteilung bibliographischer Seltenheiten erfreute. — Abschriften der poetischen Stücke unter sorgfältiger Auswahl des Wissenswerten hat mir durch Vermittelung des Herrn Carl Schneider, Korrespondenten der „Köln. Zeitg.", einer von dessen Freunden auf der Pariser Nationalbibliothek besorgt, der ungenannt zu bleiben wünscht, obwohl seine Arbeiten grosses Lob verdienen. — Diese Tages- und Volkslitteratur musste aus ästhetischen Rücksichten und weil sie die Ökonomie meiner Abhandlung gestört haben würde, in den Anhang verwiesen werden. Einzelnes ist an passenden Stellen in den Noten untergebracht.

Bewunderung mit den Antipathien des Politikers kämpft; junge Mediziner diskutieren über Krebs und Koliken; in welcher Beziehung und in welchem Tone sagen Titel wie: *Les dix-neuf Cancers.* Par Sans-gêne, étudiant, rue des Bons Français, und *Les coliques et les cancers, lettre adressée aux rois par un bonhomme de lettres de la rue Charlot*[1]). Besonders kommen die Apotheosen und Totengespräche einer Forderung des Zeitgeschmackes entgegen, und es ist naheliegend, dass man im Tartarus einen Hannibal, Friedrich und den grossen Ludwig gegen den Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts ins Gefecht führt.

Wir lassen dieses sinnverwirrende Feuerwerk unzähliger Raketen, Girandolen, kleiner und kleinster Lämpchen und Lichter einstweilen draussen auf der Strasse von der wogenden Volksmenge bestaunen, um uns in den intimeren Kreis der vornehmen litterarischen Gesellschaft zurückzuziehen, in der die *vrais parnassiens* einen „Fall" besprechen, der in seiner ungeheuren Tragik die Saiten der Dichterseele freilich in andere Schwingungen versetzen musste als die stumpfen Nerven eines alten Hofmannes und Kabinettspolitikers vom Schlage der Metternich. Schon im Vorwort war eine Namenliste der vorzüglichsten Männer aufgestellt worden, die ihre Karte auf des Kaisers Grab gelegt haben. Eine stattliche Deputation von der Aristokratie des Geistes, hinter deren Spitzen gleichfalls noch manche geringere Leute sichtbar werden, die es aber immerhin im Leben so weit gebracht hatten, dass die offizielle Litteraturgeschichte ihnen eine Anweisung auf ein kleines Stückchen Unsterblichkeit nicht wohl hat versagen können.

Freilich waren diese Kondolenzbesuche nicht alle gleich freundschaftlich; auch unter den Poeten fanden sich Leute ein, die wie jene erwähnten Royalisten mit herber Kritik, der eine und der andere selbst mit schroffer Verurteilung des abgelaufenen Lebens nicht zurückhielten. Unzweifelhaft am rücksichtslosesten war hierin Frankreichs grosser Lyriker Victor Hugo, der erst 1827 in der Ode an die Vendômesäule mit dem Schatten des Kaisers Versöhnung feiern sollte.

Damals war der Neunzehnjährige noch ein eifriger Royalist, der zum Preise der königstreuen Vendeer und der Geburt des

1) Die genannten Schriften sind sämtlich Paris 1821 erschienen, die Broschüre des angehenden Juristen unter dem Titel: *Les Accents de la liberté au tombeau de Napoléon.* Par un Étudiant en droit (Albin Thourel).

letzten Bourbonensprösslings seiner Leier Saiten ertönen liess, auch in seinen Versen die allerhöchste Leiche des dicken Ludwig XVIII. trauernd nach der Königsgruft von St. Denis begleitete. Bei dieser hinreichend bekannten Gesinnung des Barden durfte man ein Loblied auf den verstorbenen Kaiser, an dessen Feldzügen Vater und Oheim ruhmvollen Anteil genommen [1]), kaum erwarten. Hugos Strophen sind gereimter de Bonald. „Buonaparte“ [2]) erscheint in der gleichnamigen, März 1822 gedichteten Ode als eine Gottesgeissel, ein Lagerkaiser, ein Despot, ein Ungeheuer, das aus der „königmordenden Hydra“ der Revolution emporgewachsen ist. Seine Grösse — Victor Hugo ist denn doch kein Pamphletenschreiber, und er wird sie nicht schlankweg leugnen — ist nur die eines zerstörenden Genies, eine Inkarnation des Bösen:

Oft durch der Völker Reih'n ziehn Männer, die im Grimme
Gott auserwählt, sein Fluch ist's, der sie hebt und trägt,
Ihr Zug ist Ein Triumph, bis sie die Donnerstimme,
Die sie berief, zu Boden schlägt.
Von Nimrods Geist beseelt, erhab'ne Ungeheuer,
Regieren sie mit Schwert und Feuer
Die armen Völker schwerbedrückt.
Im freveln Ruhmesglanz, vernichtend Frucht und Blüten,
Als Gottes Boten einst erscheinen sie — und wüten,
Als hätte Satan sie geschickt.

Als einen tosenden Vulkan schildert Hugo den grimmen Korsen, und so lag es nahe, ihn, den alten Lavastrom, mit dem vulkanischen Felsen von St. Helena zu vergleichen. Von dessen Höhe leuchtet er als Pharus am Strande des Meeres. Diese eigenartige Vorstellung, die sich auch bei anderen Dichtern wieder-

---

[1]) Dem ersteren hat der Dichter die schöne Ode „An meinen Vater“:

Weh, eine Leier nur, und nie wird mir ein Degen!

und das rührende Gedicht „Nach der Schlacht“ gewidmet; die heldenmütige Teilnahme des Oheims an der Schlacht gleichen Namens schildert „Der Friedhof von Eylau“. Die letzteren beiden Gedichte in der „Sage der Jahrhunderte (*La Légende des Siècles*, IV, 51 u. 55 ff. der Hetzelschen Ausgabe).

[2]) Die aus mehreren Teilen bestehende Ode *Buonaparte* mit dem Motto *De Deo* findet sich in den *Odes et ballades* (Paris, Hetzelsche Ausgabe), 67 ff., die Verdeutschung in: Victor Hugos sämtlichen poetischen Werken, deutsch von Ludwig Seeger, Stuttgart. 1860, II, 87 ff.

findet[1]), hat Hugo in dem *Buonaparte* nur kurz angedeutet. Eine interessante Variante findet sich in den vier Jahre danach gedichteten „beiden Inseln“[2]):

Auf beiden Inseln glaubt noch immer
Der Schiffer, der im Sturme wacht,
Wenn eines Meteores Schimmer
Um schwarze Klippen strahlt bei Nacht,
Den finstern Kapitän mit Grauen
Im Schatten, lang und starr, zu schauen,
Die Arme vor der Brust verschränkt:
Sein letztes Fest sei, dass im Streite
Er jetzt die Wetterstürme leite,
Wie er die Schlachten einst gelenkt.

Als Soldaten erlaubt sich der neunzehnjährige Dichter den Lenker der sechzig Feldschlachten zu rühmen. *Soldat, on vantait sa valeur,* heisst es an einer Stelle. Was hätte es verschlagen, wenn ihm der bartlose Jüngling auch diesen Ruhm streitig gemacht hätte? Der Buonaparte ist und bleibt ja doch ein „falscher Gott“, und die Völker müssen vor solchen Idolen gewarnt werden:

Ihr Völker, die ihr huldigt gerne
Den Henkern, wie dem Opferlamm:
Gönnt seinen kurzen Glanz dem Sterne! —
Es war kein echter Heldenstamm.
Heroen, die der Tag vergöttert
Und die der Nachwelt Fluch zerschmettert,
Sie täuschen den nur, der nicht wacht.
Das sind die nächtlichen Auroren,
Durchzuckt von roten Meteoren,
Nach denen keine Sonne lacht.

Victor Hugo hat hernach pater peccavi gesagt. Ein Menschenalter später hat er, in einer 1853 geschriebenen Vorrede, seine royalistischen Oden unter den Gesichtspunkt eines Entwickelungs-

1) Bei Lebrun und Byron z. B.

2) „Die beiden Inseln“ (*Les deux Iles*), 132 ff. (Hetzelsche Ausgabe) und II, 167 ff. der Seegerschen Übertragung. Wie in des Helden Leben, so spielen die Inseln auch in den Napoleondichtungen eine grosse Rolle. — „Die Mähr von den drei Inseln“ hat ein frühverstorbener Poet, Ludwig Hilsenberg aus Erfurt, ein (in 2. Aufl.) 1839 erschienenes Gedicht auf Korsika, Elba und St. Helena genannt. Ein Exemplar des seltenen Büchleins ist aus dem Nachlasse einer nahen Verwandten, der einstigen Braut des Verfassers, in meinen Besitz übergegangen.

stadiums gestellt, sie mit der Kindheit des Marschalls Ney im Küferhause zu Saarlouis und der Postillonspeitsche verglichen, die Murat, der einstige „Stallknecht", neben seinem Scepter gern gezeigt haben sollte. Schon 1825 spricht der Dichter in den „beiden Inseln" in einem andern Ton von Bonaparte. Hier werden die sich schroff gegenüberstehenden Urteile über den grossen Mann vorsichtig gruppiert und unter gesonderten Titeln („Jubelhymne" und „Fluch") objektiv nebeneinander gehalten. Der Dichter selbst aber fand kühne, treffende Bilder, deren Wahrheit den alten Goethe ergriff[1]):

Warum die Hand, die diese Zacken
Getürmt, die Inseln, schwarz von Schlacken,
Von fern schon drohend jedem Boot,
Mit so viel Schauern hat umgeben? —
Hier trat einst Bonaparte ins Leben,
Dort fand Napoleon den Tod.

Und eine andere Stelle hat Heinrich Heine so gefallen, dass er sie in wenig veränderter Gestalt in die blendende Prosa des Buches Le Grand aufnahm:

Hier wird sein Name mächtig schallen,
Zu diesen düstern Inseln wallen
Einst staunend alle Völker hin.
Die blitzzerschlagnen Felsentürme,
Die Klippen rings, die wilden Stürme
Sind nur Erinnerung an Ihn[2]).

Zwei Jahre später folgt dann die feierliche Versöhnung des Dichters mit dem Heldenschatten in der prächtigen Ode *A la Colonne*[3]).

In ähnlichen Gedankenbahnen wie Victor Hugo bewegt sich

---

1) Goethes Gespräche (Biedermann), VI, 2 (4. Januar 1827. Mit Eckermann).

2) „Und Sankt Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen" u. s. w. (Heines Werke, Elster, 3, 160).

3) Die weiteren Wandlungen Hugos in seinen Ansichten über Napoleon gehören nicht hierher, doch möchte ich kurz auf einen Vortrag hinweisen, den Herr Universitätslektor Goetschy aus Giessen am 26. Februar, dem 100. Geburtstage des Dichters, über das Thema *Victor Hugo et la légende napoléonienne* in der Aula der neuen Musterschule in Frankfurt gehalten hat. Eine Besprechung desselben war mir vor Abgang des Manuskriptes in die Druckerei nicht mehr zugänglich.

auch Lamartine[1]), Royalist wie jener, ist er gleichwohl masshaltender, was schon in dem reiferen Alter — er war zwölf Jahre früher geboren — seine Erklärung findet. Man mag es glauben, dass es ihm Ernst gewesen, wenn er ausdrücklich jede Absicht einer Kränkung des Toten von sich abweist:

Doch Schatten, rege noch! Nicht sollst du von mir denken,
Die stumme Majestät erschein' ich dir zu kränken,
Nein! Keine Leier tönt, die Gräber zu entweihn.
Sein Dach bot stets der Tod, dass Ruhm sich drunter rette!
Verfolgen einen Ruf soll nichts zu dieser Stätte,
Nichts, als der Wahrheit Wort allein.

Aber es ist doch eine durch die Brille des politischen Gegners gesehene „Wahrheit". Freilich macht Lamartine ernstlich den Versuch, das, was ihm gut und böse, niedrig und erhaben n der Laufbahn des Soldatenkaisers erscheint, mit Gerechtigkeit gegeneinander abzuwägen:

Was sonst die Erde liebt, das hast du stolz verachtet,
Nach Herrschaft in der Welt und sonst nach nichts getrachtet.
Dein Thun war Vorwärtsgehn, dein Feind das Hindernis;
Dein Wille glich dem Pfeil, der durch die Lüfte gleitet,
Zu fahren in das Ziel, zu dem der Blick ihn leitet,
Selbst durch des Freundes Herz, gewiss.

Von seinem Stoff halb wider Willen fortgerissen[2]), lässt der Dichter den Siegeszug des neuen Alexander an seinem Leser vorüberjagen:

Mit einem einz'gen Schwung dem Sieg im Wagen sitzen,
Mit seines Ruhmes Glanz der Welt ins Auge blitzen,
Volksführer, Könige zertreten auf einmal,

das war ein Kinderspiel für den Gewaltigen, hinter dessen Herrscherhöhe jäh und unvermittelt der Abgrund sich aufthut. Nur einmal lässt unser Poet dem Parteigeist allzusehr die Zügel schiessen. Napoleons harte Faust hat den letzten blühenden Zweig vom Stamme der Condé gebrochen, er hat in einer kalten Märznacht von 1804 den jungen Herzog von Enghien im Schloss-

---

[1]) Lamartines *Bonaparte* erschien in dessen *Méditations poétiques*, die Übertragung in: „Auserlesene Gedichte von Alphonse de Lamartine. Metrisch übersetzt von Gustav Schwab", Stuttgart und Tübingen, 1826. Auch Johannes Scherr hat sie in seinen „Bildersaal der Weltlitteratur", Bd. I, aufgenommen.

[2]) Auch Hugo ist das an einer Stelle des Buonaparte passiert (II, 88 der Seegerschen Übersetzung.)

graben zu Vincennes erschiessen lassen. Diese von den französischen Ultras am lautesten verschrieene That des Konsul-Generals, die der Marschall Ney mit seinem Blute bezahlt hatte, soll nun auch das Schreckgespenst sein, das den gefangenen Prometheus auf der öden Klippe unaufhörlich martert:

Als wollt' er wischen weg ein Mal, ein hässlich Zeichen,
Sah man ihn durch die Stirn mit rascher Hand sich streichen,
Stets unterm Finger wuchs die blut'ge Spur jedoch.

Poetisch ist ja so etwas erlaubt, nur erscheint die historische Wahrheit allzu schwer verletzt, was bei einem der unmittelbaren Vergangenheit angehörigen Stoffe immer misslich genannt werden muss. Gerade damals wurde die Enghienaffaire mit Vorliebe abgehandelt; die ehemaligen Teilnehmer an der Verhaftung des Herzogs, die Caulaincourt und Savary, machten verzweifelte Anstrengungen, die Schuld von sich abzuwälzen, und auch der Gefangene von St. Helena hatte, wie Wardens „Letters" und die „Kapbriefe" beweisen, selbst in die Debatte eingegriffen. Aber in Lamartines Sinne hat er sich niemals zu der Sache geäussert, vielmehr noch in seinem Testament ausdrücklich erklärt, dass er unter gleichen Umständen den letzten Condé noch einmal würde erschiessen lassen [1]).

[1]) Nicht mit Unrecht hat der sterbende Kaiser auf die in die Zeit der Erschiessung Enghiens fallenden Mordpläne der Cadoudal und Genossen hingewiesen, deren Fäden in der Hand des Grafen Artois, des Bruders und späteren Nachfolgers König Ludwigs XVIII., zusammenliefen. Die vielfachen Mordversuche der Royalisten von 1800, 1804, 1814 und 1815 gegen das Leben des Konsuls und Kaisers sollten neben der rücksichtslosen Politik der Zeit bei der Beurteilung des Enghienfalles mehr als bisher in Betracht gezogen werden. Besonders nahe stand Graf Artois der berüchtigten Cadoudalverschwörung von 1804, die neben dem gefürchteten Vendeerführer auch dem berühmten General Pichegru das Leben kostete. Noch 1815 machte ein Graf Chauvigny dem königlichen Prinzen den Vorschlag, den Kaiser auf Elba durch einige Offiziere ermorden zu lassen. Ein interessanter Brief hierüber ist von dem italienischen Napoleonforscher Alberto Lumbroso 1896 in seinen *Miscellanea Napoleonica* (II, 151 ff.) veröffentlicht worden. Auch steht fest, dass der Gefangene von St. Helena Anerbietungen, ihn nach Amerika zu entführen, unter dem Hinweis auf die Dolche der Bourbonen, die ihn dort bald genug erreichen würden, abwies. — Vor Jahren bot ich einem angesehenen deutschen Verleger die Übersetzung eines namhaften französischen Werkes über Napoleon an, die er lediglich aus dem Grunde zurückwies, weil darin die Enghienaffaire in einer von der landläufigen Auffassung abweichenden Weise behandelt war. O sancta . . . .

Auch der Schluss der Lamartineschen Dichtung kann nach meinem Empfinden wenig befriedigen. Unser Poet spricht da viel von der göttlichen Verzeihung, und ermahnt die Völker, den Wert des Genius nur nach seinen „Tugenden" zu messen. Eine Wendung, die an den salbungsvollen Ton der englischen Ministerialblätter erinnert. Ursprünglich war die letzte Strophe trotz der sonstigen frommen Worte in eine artige Pointe ausgelaufen:

Gerichtet hat ihn Gott: sein Sarg ist zu — geschwiegen!
Sein Frevel, sein Verdienst sich in der Wage wiegen:
Was ist der Mensch, dass dran mit schwacher Hand er reisst?
Herr, aller Gnade Hort, wer liest in deinem Buche?
Und, Gottes Geissel, du, vielleicht nach seinem Spruche,
Für eine Tugend galt dein Geist!

Dem Dichter kam das später freventlich vor, und so hat er die beiden letzten Zeilen in dem obigen Sinne geändert, worüber in der von ihm 1862 veröffentlichen Gesamtausgabe seiner Werke allerlei Erbauliches zu lesen steht[1]).

Alles in allem steht auch der Verfasser der „Meditationen" dem erschütternden Ereignis als Parteimann gegenüber. Sich in den reinen Äther der Objektivität zu erheben, blieb ihm ebensowohl versagt wie Victor Hugo, seinem Gesinnungsgenossen. Auch die Poeten der liberalen Richtung in Frankreich vermochten sich von dem Parteiprogramm nicht völlig freizumachen, als sie vor Napoleons Leiche standen. Zu ihnen gehört Delavigne, der kurz nach Waterloo den französischen Ultras, die sich nicht entblödeten, die gefallenen Tapfern der Kaiserarmee mit unwürdigen Schmähungen zu überhäufen, ein hochherziges: „Sie sind nicht mehr, lasst sie in Frieden ruhen!" entgegengerufen hatte. Für den gefangenen Feldherrn hatte er schon 1818 in einer seiner patriotischen *Messéniennes* hinreissende Accente gefunden[2]). Auch in Deutschland fanden diese begeisterten und formgewandten Dich-

---

1) Es ist der Mühe wert, die beiden Schlüsse auch im Originaltext miteinander zu vergleichen. Die hübschen Zeilen:

Et vous, fléaux de Dieu, qui sait si le génie
N'est pas une de vos vertus

hat der Dichter selber folgendermassen verballhornt:

Et vous, peuples, sachez le vain prix du génie
Qui ne fonde pas des vertus!

Wie anders wusste Manzoni (s. unten) den Gedanken zu wenden!

2) Das Gedicht, betitelt *le Départ* findet sich u. a. in *Sept Messéniennes nouvelles par M. Casimir Delavigne*, Paris, 1827, 17 ff.

tungen weite Verbreitung, und der liebenswürdige Erzähler Wilhelm Hauff hat einige der schönsten Strophen in die Krone seiner Novellen, das Napoleons Ruhme geweihte „Bild des Kaisers", verflochten. Die elfte dieser messenischen Jungfrauen[1]) singt dem toten Helden ein Klagelied. Aber es ist doch keine fromme Nänie. Zwar schreibt der Poet auf seine Dichtung den Namen „Napoleon" und nicht „Bonaparte" oder „Buonaparte", den Legitimisten Hugo und Lamartine gegenüber eine bedeutungsvolle Abweichung[2]). Aber auch Delavignes Gedicht ist ein politisches, und, wiewohl er des Kaisers Platz auf der Ruhmesleiter um eine gute Zahl Sprossen höher ansetzt als die beiden Royalisten Hugo und Lamartine, ja, obschon er ihm persönlich warme Zuneigung entgegenbringt, so giebt ts doch ein Ding in der Welt, das dem Herzen des Dichters noch näher steht: die politische Freiheit. Gegen diese hat Napoleon sich vergangen; darum ist er gefallen. Der Sohn der Revolution hat seine Mutter verraten, der 18. Brumaire war die tragische Schuld, der Fall des Kaisers die Sühne.

Du würdest noch regieren, wenn du es selbst gewollt,
Der Freiheit Sohn, nahmst du den Thron der Mutter,
Gegen ihr Recht mit Eintagsmacht gewappnet . . .[3])

singt unser Delavigne. Das alte Lied der Republikaner von 1799, die dem Konsul den für Frankreich so überaus wohlthätigen Staatsstreich nicht verzeihen konnten, die alte Melodie, an der auch die deutschen Radikalen vom Schlage Börnes sich nicht satt singen konnten und nach der noch ein Menschenalter später unter dem Eindrucke eines zweiten Staatsstreichs der alte Victor Hugo die volltönenden Strophen seiner „Sühne" (*l'Expiation*) ersinnen sollte.

Ähnlich wie in Hugos Sühne erscheinen dem Kaiser bei Delavigne drei mahnende Gestalten, Marengo, die Pyramidenschlacht und Waterloo. Er aber ist im Vertrauen auf seinen

---

1) Die *onzième Messénienne*, mit der Widmung *à Napoléon*, steht in den *Messéniennes et poésies diverses par M. Casimir Delavigne*, neuvième édition, Paris, 1827, 123 ff.

2) Die Gegner nannten den Kaiser mit Affektation Bonaparte oder, nach der ursprünglichen Schreibung seines Namens, Buonaparte. Der Grad ihrer Abneigung lässt sich geradezu durch die Komparation: Napoleon, Bonaparte, Buonaparte ausdrücken.

3) Da mir von Lebruns und Delavignes bezüglichen Gedichten keine Übersetzungen bekannt oder zur Hand waren, so habe ich die citierten Stellen selbst zu übertragen versucht.

ungetreuen Stern eingeschlafen, bis er erst unter Donnerskrachen die Augen öffnet. Wo hat er sie geöffnet? Der Dichter sagt es nicht, aber es ist St. Helena. Wer dächte nicht an Heine, dem trotz seines Napoleonkultus das Schlachtfeld von Marengo den Ausruf entlockte: „Hier that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, dass er im Rausche Konsul, Kaiser, Welteroberer wurde und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte!“ [1]).

Auch andere Gedanken Delavignes begegnen in der verwandten Litteratur mehr als einmal wieder. Der eine, von Lebrun und Béranger wiederholte, der sich selbst in einer Zeile Victor Hugos wiederfindet, steckt in dem auch in den Zeitungsnekrologen nicht fehlenden Satze, dass der Gefangene von St. Helena noch in seinen Fesseln der Schrecken der Potentaten Europas gewesen sei. Auch der wirkungsvolle Schluss dieser *Messénnienne*, der den Gegensatz zwischen einstiger Grösse und furchtbarer Nichtigkeit in einem schönen Bilde spiegelt:

Des Abends ruht der Fischer dort am Wege
Und flickt die Netze, die er mühsam schleppt,
Auf deine Asche tretend, geht er langsam, träumt ...
Von wem? von seinem nächsten Tagewerke,

auch dieser wird in etwas anderem Gewande bei unserem deutschen Landsmann Immermann von neuem auftauchen.

Man hat hier nicht immer an Entlehnung zu denken. In vielen Fällen ist sie geradezu ausgeschlossen. Auch nicht lediglich an Ähnlichkeiten, die durch die Wahl eines gleichen Stoffes bedingt wären. Die Erklärung dieser durch ihre Häufigkeit auffallenden Erscheinung ist vielmehr darin zu suchen, dass sich schon zu jener Zeit um den historischen Kern des napoleonischen Lebens, namentlich die „letzte Phase“, ein Nebel von Legenden zu bilden begann, dass sich gewisse Vorstellungen, dichterisch brauchbare Bilder mit dem Namen des einstigen Weltherrschers in der Volksphantasie unzertrennlich verknüpfen, ein poetischer Dunstkreis sich gestaltet, höchst interessant als Beleg für die Möglichkeit und Thatsächlichkeit der Entstehung moderner Sagen [2]).

[1]) In der „Reise von München nach Genua“, Werke (Elster), 3, 274.

[2]) Auf diesen Punkt hat schon der Tübinger Romanist Carl Voretzsch in seinem lesenswerten Aufsatze „Gaudys Kaiserlieder und die Napoleondichtung“ (Preuss. Jahrbücher, 95, 451 ff.) aufmerksam gemacht; meine Ausführungen werden noch öftere Belege für diese interessante Beobachtung bringen.

Im Bannkreise solcher Vorstellungen steht auch Lebrun, in dessen Werken ein „lyrisches Gedicht auf Napoleons Tod“ (*Poème lyrique sur la mort de Napoléon*) sich findet[1]). Unser Autor ist Pierre-Antoine, nicht zu verwechseln mit jenem anderen Lebrun, dessen Namen die Litteraturgeschichte durch die Beifügung des griechischen Dichternamens Pindar ein ebenso bezeichnendes wie schmückendes Beiwort verliehen hat. Peter Lebrun war noch älter als Hugo und Lamartine. Erinnerungen eines reiferen Knaben- und Jünglingsalters, unter anderem eine hübsche Schulscene, im Prytaneum zu St. Cyr, bei der Konsul Bonaparte eines Morgens im Klassenzimmer erscheint, sich aufs Katheder setzt und den Buben die Rhetorik abfragt, verknüpften sich bei ihm mit der Person des späteren Kaisers. Namentlich in den achten Gesang seiner etwas weit ausgesponnenen Dichtung hat Lebrun diese ansprechenden persönlichen Reminiscenzen verflochten:

„Du“, sagt' er einst zum Knaben im Schulhaus von St. Cyr,
Als ausgeruht er dorten vom Siegesheldentume,
„Was ist dein Plan fürs Leben, mein kleiner Bursche hier?“
Und ich entgegne: „Sire, zu huld'gen Deinem Ruhme.“

Auch später war Lebrun bei dem Kaiser beliebt. Eine Ode auf die „Grosse Armee“ hatte ihm von dem Herrscher, der dergleichen gern hörte und entsprechend zu honorieren wusste, eine Pension von zwölfhundert Franken eingetragen. Ein Dankbarer, zahlte er die Schuld bei dem Tode seines Wohlthäters, und die Restauration quittierte durch Entziehung des kleinen Jahrgehalts.

Lebruns anmutige Dichtung ist ein episch-lyrisches Potpourri von fünfzehn Gesängen in verschiedenartigen Massen und freier Gewandung, natürlich auch von nicht immer gleichem Werte. Wir wollen das Ganze ein wenig aus der Vogelperspektive betrachten.

Gleich Manzoni setzt der Dichter mit der Todesnachricht ein. Das furchtbare Wort ist von zerschmetternder Wirkung, „die Welt ist verödet“[2]). Doch begegnet die Nachricht anfänglich Zweifeln. Sie that das in Wirklichkeit und noch lange Zeit. Schriftliche Zeugnisse und die Tradition haben es übereinstimmend gemeldet[3]).

---

1) *Œuvres de Pierre Lebrun*, Paris 1844, II, 17—42.

2) Fast mit denselben Worten hat sich Delavigne ausgesprochen.

3) Als im Jahre 1822 Gerüchte von Napoleons Wiederkehr auftauchten, sagte Börne: „Der fehlt nun noch, um von neuem die Tyrannei zu organisieren.“ (Gutzkow, „Börnes Leben,“ Ges. W., 6, 154.) Noch

Namentlich liessen sich in Frankreich die Haudegen von der alten Garde den Glauben an des Kaisers Wiederkehr nicht nehmen, und in Thüringen versetzte ihn die Volksphantasie, Altes und Neues nach beliebter Manier verbindend und vermischend, neben den Hohenstaufen Friedrich in den Kyffhäuser[1]).

Unserem Dichter aber verrät sein Genius die ganze traurige Wahrheit. Wie dem Lamartine kommt auch ihm der Gedanke, dass das im Grunde kein des grossen Kriegers würdiges Ende gewesen sei. „Trägt Frankreich Trauer um seinen Helden?“ Es ist dem Dichter schmerzlich, die Frage verneinen zu müssen. Aber warum ist Napoleon auch nicht gestorben wie „das Modell des Glücks“, der macedonische Alexander? Wäre der Pyramideneroberer im Alter des Siegers von Arbela von seinem Siegeswagen in die Gruft gestiegen, wie schön wäre sein Leben gewesen! So hat er selbst im Tode noch Unglück, und nicht einmal die Gruft in St. Denis wird ihm zuteil, die er sich in den stolzen Herrschertagen unter den Königsgräbern des hohen Domes zum letzten Lager auserwählt hatte[2]).

Umsonst also auch dieser Traum eines so grossen Lebens! Statt glänzenden Trauergepränges sieht man den ärmlichen Leichenzug durch die Schluchten von Longwood dahinziehen.

Unaufhörlich wechseln die Bilder. Wir hören die Klagen der alten Krieger um ihren Feldherrn, während das offizielle Frankreich schweigt, ja, sich von gallonierten Würdenträgern zu dem endlichen Tode des Gefangenen gratulieren lässt und nur ein einsamer Denker — eben unser Pierre-Antoine — in der taufrischen Morgenfrühe die menschenleeren Pfade des Versailler Schlossparks auf- und niederwandert, um dem Soldatenkaiser ein würdiges Grablied zu ersinnen.

---

im russisch-türkischen Kriege von 1828/9 wollte man bei Varna und Adrianopol einen kleinen Mann gesehen haben, in grauem Rock und dreieckigem Hut, der die Kanonen der Osmanen richtete (Gutzkow, „Säkularbilder,“ Ges. W., 9, 84). Auch Béranger lässt in seinem entzückenden Gedichte *Les Souvenirs du Peuple* die alte Mutter von dem Traum einer Wiederkehr des Kaisers reden.

[1]) Treitschke hat in seinen historischen und politischen Aufsätzen, 4 A., 1871, III, 151 über dieses merkwürdige Faktum berichtet.

[2]) Unstreitig passender ist für einen Napoleon die jetzige Ruhestätte im Dom der Invaliden unter den Tapfern des französischen Heeres, zwischen Turenne und Vauban. Seine Überführung dorthin haben später Hugo, Barthélemy und Delavigne, von Deutschen Heine, Laun, Karl Georg Neumann, Th. Drobisch, Ed. Fink u. a. besungen; wer das Grab gesehen, wird den gewaltigen Eindruck lebenslänglich bewahren.

Währenddessen fordert Napoleons tapferer Sohn von den Machthabern Europas den Leichnam des Vaters, um ihn, dessen letztem Wunsche gemäss, in französischer Erde zu bestatten[1]). Mit geschickter Wendung ist dieser unglückliche Herzog von Reichstadt, hier eingeführt, dessen goldene Wiege einst Scharen von Dichtern und Dichterlingen mit Hymnen und Dithyramben umkränzt hatten[2]) und der nun hier an der Bahre des Vaters zum zweitenmal in der poetischen Litteratur auftritt[3]), um nach wenigen Jahren selbst im Trauerliede besungen zu werden.

Hie und da tritt hinter dem Näniensänger der Liberale hervor, aber weniger stark als bei Delavigne, und die Klagen über den Despoten verstummen vor dem Zauber, den nach des Dichters Empfinden das Genie um den Helden webt, dessen Name noch immer des Herzens Uhrwerk zu lauterem Schlage bewegt.

Lebrun ist ein echter Franzose, und so blitzt an einer Stelle seiner sonst masshaltenden Dichtung der Wunsch nach Rache auf, der Rache für Napoleons Manen. Es ist da, wo eine ideale Kriegergestalt den weinenden Kaisersohn auf Wehr und Waffen als die rechten Sinnbilder der Trauer um einen solchen Vater hinweist.

Hugos und Lebruns merkwürdigen Gedanken, dass das Kaisergrab wie ein Leuchtturm den Schiffern winke, hat sich auch Béranger zu eigen gemacht, der den Manen des zu den Kriegern der Vorzeit versammelten Helden den bekannten „Fünften Mai“[4]) gewidmet hat. Keinem lag das näher als Béranger. Konnte der Dichter des grossen Heeres, der die wettergebräunten Korporale besingt, in dessen Liedern die Standarten von Jena rauschen, am Grabe des Feldherrn stumm vorüberschreiten? Mit glücklichem Griffe hat der liederreiche Sänger den Stoff gefasst; durch eine ausserordentlich geschickte Einkleidung hat er ihm eine dramatische

---

1) Vergl. hierzu das IV. Kapitel bei Immermann.

2) Gesammelt sind diese poetisch vielfach zweifelhaften Dichtungen in dem *Recueil de Poésies pour la Naissance du Roi de Rome,* Paris chez Firmin Didot, 1812. Ein Exemplar des heutzutage seltenen Buches ist im Besitz des Herrn Prof. Heuckenkamp in Greifswald, der mir in liebenswürdiger Weise Einsicht in dasselbe gewährte.

3) Auch die Pariser Tageslitteratur von 1821 hat ein Schriftchen dieser Art aufzuweisen: *A François-Charles-Joseph Napoléon, né au château des Tuileries, le* 20 *mars* 1811, par Ferdinand Flocon, 1821 (8 Seiten).

4) *Le cinq Mai,* in allen Bérangerausgaben. Deutsch von Gaudy, „Béranger's Lieder,“ Reclam, 138—140.

Wirkung zu geben gewusst, wie kein anderer seiner Kollegen vermochte.

Ein Soldat des Kaisers, einer jener Tapfern, die nach dem Tode der alten Garde bei Waterloo an allen Ecken und Enden der Welt für die Freiheit und gegen die Reaktionsregierungen fochten, hat im fernen Indien gegen England im Felde gestanden. Auf der Rückfahrt nach dem Heimatlande Frankreich geht er angesichts von St. Helena vor Anker. Natürlich weilen des Treuen Gedanken bei seinem Kaiser, der da drüben gefangen sitzt. Eigentlich sind es Bérangers Gedanken, und der kluge Sänger lässt sich die Gelegenheit nicht entgehen, die noch immer dauernde Angst der Fürsten vor dem Gefangenen tüchtig auszuspotten:

Zeigt sich ein fremdes Schiff, im Meer verschlagen,
Er ist es, rufen sie vor Schrecken bleich,
Sollt' er die Welt zurückzufordern wagen?
Auf! zwei Millionen rüsten wir sogleich!

Das ist derselbe Hohn, der blutige Hohn, mit dem der Bürgersmann Béranger die Emigrantengespenster von anno 1814, die Marquis und Marquisen de Carabas, die Kapuzinaden des Bourbonenregiments und die vorsündflutlichen Narrheiten des Krönungsceremoniells von Rheims überschüttete.

Während der alte Soldat noch, in seinen Grübeleien verloren, nach den düstern Basaltfelsen hinüberstarrt, verkündet eine schwarze Flagge, die an der Fahnenstange emporfliegt, den Tod seines einstigen Gebieters:

Was habt ihr Spanier dort am Fels gesehen?
Ein schwarzes Banner! Gott! das traf mich schwer,
Er starb, so müssen Gröss' und Ruhm vergehen!
Selbst seine Feinde weinen um ihn her.
Die Sonne sinkt vom hohen Himmel nieder;
Umschiffen schweigend wir den öden Strand.
Ein armer Krieger seh' ich Frankreich wieder,
Wo mir mein Auge schliesst des Sohnes Hand.

Vielsagend ist der Kehrreim dieser beiden letzten Zeilen. Dem armen Troupier wird einst die treue Hand des Sohnes das müde Auge schliessen; fern von Weib und Kind ist sein grosser Kaiser verlassen im Kerker gestorben. Man empfand es und empfindet es noch heute als eine beispiellose Brutalität, dass die Politik der heiligen Allianz, in die geweihten Räume der Familie hineingreifend, den Kaiser von seinem Kinde getrennt hatte. Die

herzlose Flachheit der Habsburgerin Marie Louise, die nicht wusste, was es hiess, Hektors Gattin zu sein, ist nicht nur von späteren Geschichtschreibern[1]) getadelt worden; schon 1823 hat der Adler Lord Byron vernichtende Blitze auf das jämmerliche Weib hinabgeschleudert, das während der Marter des Gatten die Ehe brach[2]).

Lord Byron! Das ist der Name, der uns in goldenen Lettern entgegenleuchtet, wenn wir uns nach dem Eindruck umsehen, den der Tod des gefürchteten Gegners in den höheren Geistesregionen Englands hervorgerufen hat.

Bedeutungsvoll ist gleich die Thatsache, dass die beiden glänzendsten Denker des Inselreichs, die durch Napoleons Ende zu poetischer Schöpfung angeregt wurden, zwar Engländer, aber nicht in England waren, Landflüchtige, geächtet wie der Verbannte von St. Helena, Männer, deren Namen die heimische Beschränktheit noch heute ein Plätzchen im Poetenwinkel von Westminster weigert, wie die deutsche Philisterwelt dem Sänger der „Grenadiere" ein Denkmal auf dem Boden des rheinischen Landes versagt und die zunftmässige Geschichtschreibung dem weltumwälzenden Genie des Korsen den Namen des Grossen hartnäckig vorenthält. Byron und sein ketzerischer Freund Shelley waren die missratenen Söhne der englischen Nobility, von denen hier die Rede ist.

Von dem Verhältnis des Dichter-Lords zu Napoleon in wenig Worten ein klares Bild zu geben, ist nicht ganz leicht. In einem wichtigen Punkte lässt es sich trotz aller sonstigen Verschiedenheit mit Goethes Verhältnis zu dem Kaiser vergleichen. Während sich die anderen, selbst Herder und Wieland, auch ein Hegel, der in dem Beherrscher und Entfalter der Kräfte die „Weltseele" sah, Bonaparte gegenüber ohne weiteres auf den Standpunkt der Bewunderer stellten, also die Resignation der Unterordnung übten, haben die „Übermenschen" Goethe und Byron in dem Übermenschen Bonaparte so etwas wie ein verwandtes Wesen gesehen. Von der dämonischen Natur des Mannes fühlt sich Goethe angezogen und bekennt das seinem Eckermann gegenüber. Er, der selber eine dämonische Natur war und sich als solche fühlte, hatte intuitiv das Bewusstsein, einen Mann von annähernd ähnlichem Kaliber vor sich zu haben. Auch Napoleon erkannte

---

1) So von Ludwig Häusser und sogar von Treitschke.

2) Ihr unwürdiges Verhältnis zu dem Grafen Neipperg ist bekannt. Vergl. den Anfang dieses Kapitels.

Goethe als einen Pair an. „Voilà un homme", sagt er bei der Begegnung in Erfurt.

Nicht ganz so, aber auch nicht ganz anders ist es bei Byron. Der unzufriedene, himmelstürmende Titan ärgert sich darüber, dass er jenen anderen nicht erreichen, dass er nicht handeln, nur schreiben kann. Er empfindet gegen Napoleon geradezu Neid, ein Gefühl, das den übrigen Männern, die sich trotz ihres Geistreichtums und des Abstandes von der Menge diesem Manne gegenüber zu den „Herdenmenschen" rechnen, gar nicht in den Sinn kommt. Und so erlaubt sich denn Byron, von seinem Helden einerseits das Höchste, das Allerhöchste zu erwarten, aber ihn auch, wo jener diesen Erwartungen nicht zu entsprechen scheint, in einem Tone zu kritisieren, der an Schärfe nichts zu wünschen übrig lässt und doch durch die Bewunderung, die stets im Hintergrunde schlummert, von den Schmähworten eines Arndt und ähnlicher Geister himmelweit verschieden ist. Daher Byrons grimmiger Ärger im Jahre 1813, als der Kaiser, den er einmal, halb scherzend, halb im Ernst, seine „kleine Pagode" nennt, der zahllosen Feinde nicht mehr Herr zu werden scheint, aber andererseits, statt dem Dichter wenigstens den ästhetischen Genuss eines Falls wie des Teufels im Milton oder einer einzigen gewaltigen Bühnenkatastrophe — 5. Akt 12. Scene eines Trauerspiels — zu gewähren, sich in langen Feldzügen nach und nach vom Terrain drängen lässt. Das Aufblitzen des alten Feldherrngenies im Jahre 1814 erweckt in Byron noch einmal die Hoffnung auf einen Umschwung; um so grösser ist sein Grimm, als der Riese bei immerhin noch nicht völlig aufgezehrten Kräften die Waffen streckt. Mochten es andere grossartig finden, dass, wie der Text der Abdankungsurkunde und die Abschiedsworte an die alte Garde besagten, der Kaiser sich dem Glück und Frieden seines Landes geopfert habe; Byron war der Ansicht, dass, wenn die Giganten den Ossa auf den Pelion stülpen wollen, sie sich, wenns drauf ankommt, auch unter den Bergen begraben lassen müssen.

„Der kaiserliche Diamant hat einen Flecken bekommen", schreibt er am 9. April 1814 in sein Tagebuch, „und ist jetzt kaum gut genug für den Glaser". Selbst er, „ein kriechendes Insekt im Vergleich zu jenem Geschöpfe", würde ganz, ganz anders gehandelt haben[1]). In dieser Stimmung sprudelt dem

[1]) *Byron's Works* (neue Murrayesche Ausgabe, von Earnest Hartley Coleridge und Rowland E. Prothero), *Journal*, April 9, 1814,

Sänger des Childe Harold die berühmte „Ode an Napoleon Buonaparte“ von den Lippen:

s'ist aus! — Ein König gestern noch,
Dem Könige gebebt,
Und nun so klein! — gebückt im Joch,
So jämmerlich — und lebt!
Ist dies der Mann, der Welten stürmt,
Der Berg' erschlag'ner Feinde türmt
Und so am Dasein klebt?
Nie fiel, seit jenem Lucifer,
Teufel noch Mensch so tief wie er[1]).

Das war's, dass er bei seinem Sturz am Leben geblieben, das hat der Titan dem Titanen niemals vergeben, obschon Lord Byron im übrigen recht bald zu seiner „Pagode“ zurückkehrte. Anno 1845 hofft er, dass der aus dem engen Kerker von Elba ausgebrochene Löwe den Monarchen des *ancien régime*, die der Freiheitsmensch Byron von ganzer, aber auch von ganzer Seele hasste, das Leben noch einmal recht sauer machen werde; ja, der sonst so stolze Mann freut sich, dass der „Schurke“ Bonaparte die von dem Poeten im Ärger hingeschriebene Ode durch die That widerlege und zu Schanden mache. Dann aber kam Waterloo, dessen Sieger Wellington, der steife Tory, von seinem genialen Landsmanne mit Spott überschüttet wurde, wofür neben anderen Werken Byrons allein schon der Don Juan Belege in Hülle und Fülle liefert. Diesen, seine herrlichste Dichtung, die des Verfassers soziale Stellung in England vernichtete, nennt er, im Anklang an Napoleons Schicksal „das Waterloo seiner Popularität“. Er übersetzt französische Lob- und Trauergedichte auf den Helden und bereist beim Abschied von der Heimat in einer dem Wagen des Kaisers nachgebildeten Kalesche das belgische Schlachtfeld, das ihn zu den hinreissenden Strophen im Childe Harold (III, 17 ff.) begeistert.

„Hier fiel der grösste — nicht der schlimmste Mann“, heisst es dort von dem Helden, der dem Dichter am Schreibtisch beständig über die Schulter sieht und daher an zahlreichen Stellen seiner Werke auftaucht, auch da, wo ihn der unvorbereitete Lehrer am wenigsten erwartet. Der Ton ist wechselnd, doch so, dass,

Letters, 1898, II, 409. Deutsch in: Lord Byron, eine Autographie von Eduard Engel, 3. A., Minden, 1884, S. 48.

[1]) Lord Byrons Werke, übersetzt von Otto Gildemeister, III, 83, *Works, Poetry*, 1900, III, 305.

trotz vielfachen und recht herben Tadels, die Sympathien immerhin vorzuwiegen scheinen, obwohl Byron die Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena fast weniger von der tragischen, als von der für seinen Helden schimpflichen Seite ansah. Auch der geistreiche französische Schriftsteller Henry Beyle (Stendhal)[1] hat bei seinem Verkehr mit Byron in Italien den Eindruck gewonnen, dass dieser sich im Urteil über den gestürzten Kaiser nicht gleich blieb. Nach dem Gesagten gewiss verständlich.

Denn neben den Enttäuschungen, die Napoleon dem Dichter bereitet hatte, war der Politiker Lord Byron von jeher mit vielem unzufrieden gewesen, was andererseits der Mann mit der Herrenmoral dem Übermenschen leicht vergab. Er, der für seine Person das Maximum individueller Freiheit beanspruchte, konnte mit dem Unterdrücker derselben nicht immer harmonieren, aber er mochte fühlen, dass an des Kaisers Stelle ein George Noel Gordon Byron vielleicht nicht viel anders gehandelt haben würde als Napoleon Bonaparte.

In diesem Zwiespalt der Gefühle trifft ihn die Kunde von des Kaisers Heimgang. „Warum schreiben Sie nicht über Napoleon?“ fragt er am 2. August seinen Freund und politischen Gesinnungsgenossen Moore, „ich habe keine Stimmung, kein *estro*, es zu thun.“[2]. Also auch Byron war, wie Goethe und Heine und wie in der Regel die wirklich grossen Dichter gegenüber den Tagesereignissen, bei Napoleons Tode nicht in „Stimmung.“

Das Datum dieses Briefes — Ravenna, 2. August 1821 — würde schon an und für sich hinreichen, die Unechtheit einer zu ihrer Zeit aufsehenerregenden Broschüre zu beweisen, die alsbald nach dem Eintreffen der Nachricht von Napoleons Tode in Paris erschien. Es handelt sich um nichts Geringeres als den Versuch, Lord Byron am Grabe des grossen Gegners der Engländer gegen die Behandlung, die jener von ihnen auf St. Helena erlitten, Protest erheben zu lassen. An und für sich gewiss keine unglückliche Idee, die aber insofern ungeschickt ausgeführt war, als der Fälscher, der sonst Byrons Gedanken über Napoleon hie und da trifft, dem Kaiser als eine Heldenthat auslegt, was Lord Byron ihm zum schwersten Vorwurfe machte, dass er nämlich

---

1) *Correspondance inédite de Stendhal, précédée d'une introduction de Prosper Mérimée*, Paris, 1855, I, XXII., u. 6.

2) *Byron's Works, Letters*, 1901, V, 336.

bei dem Zusammenbruch des Jahres 1814 nicht freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht habe[1]).

[1]) Die im Text besprochene Fälschung führte (in 4. Aufl.) den Titel: *La Mort de Napoléon, dithyrambe traduit de l'anglais de lord Byron; précédé d'une notice sur la vie et la mort de Napoléon Bonaparte, par sir Thomas Moore.* Die Broschüre umfasste 31 Seiten, der Dithyrambus steht am Schlusse. Eine mir zugängliche Besprechung mit einem längeren Citate findet sich in der erwähnten Sammelkritik von Pariser Flugschriften in den „Allgem. politischen Annalen", 5 Bd., 1822, S. 166 ff. Die dort mitgeteilten Stellen sind ein weiterer Beweis für die Grobheit der Fälschung. Auch Byrons Freund Moore hat sich (*Memoirs, Journal and Correspondence of Thomas Moore*, 1853, III, 255–6) zu der Sache geäussert. Die Broschüre, die noch 1901 ein Forscher wie Henri Welschinger (*Lord Rosebery et Napoléon*, p. 1 und 25) für echt halten konnte, wird dort, schon achtzig Jahre vorher, als *a catchpenny*, eine „Buchhändlerspekulation", bezeichnet. Eine der kräftigsten Stellen aus dem in einer Art poetischer Prosa geschriebenen Dithyrambus, die Welschinger (p. 25) citiert hat, lautet: *Le léopard a-t-il jamais dévoré l'aigle qui tombe à ses pieds, blessé par la foudre? ô lâchete! ô honte éternelle! ô souvenirs pleins d'opprobre!* . . Auffallenderweise findet sich im Britischen Museum kein Exemplar der Schrift, die, wie Moores Erwähnung beweist, 1821 in London bekannt gewesen ist. Wertvolle Hinweise in dieser Angelegenheit verdanke ich dem verdienstvollen Byronherausgeber Mr. Earnest Hartley Coleridge in Croydon (England). Letzterer machte mich auch auf einen leicht übersehlichen, wiewohl im Grunde recht groben Verstoss im Titel aufmerksam, der sofort die Fälschung als solche erkennen lässt. Es ist das dem Namen Moore vorgesetzte *sir*, eine augenscheinliche Verwechselung des Dichters mit dem Verfasser der „Utopia", dem Freunde des Erasmus.

Offenbar ist die Schrift, die reissenden Abgang fand und schnell hintereinander fünf Auflagen erlebte, das Werk eines Franzosen. Mit Anlehnung an sie schrieb ein Herr de Lavillemeneuc ein Gedicht: *Le dernier jour du captif, par un ancien militaire*, dessen Verfasser Lord Byron am Schlusse sagen lässt:

Et moi, fils d'Albion, la mère des noirceurs,
La mère d'un forfait que l'univers déteste
Je veux cacher ta honte, et la couvre de fleurs.

Byrons Name wurde von den Pariser Broschürenschreibern noch weiter missbraucht. Im August 1821 starb bekanntlich die unglückliche Karoline von Braunschweig, die Gemahlin des früheren Prinzregenten und damaligen Königs Georg IV. von England. Der skandalöse Ehescheidungsprozess gegen die Königin, und ihre Behandlung durch den gekrönten Wüstling liess auch diese Fürstin als ein Opfer Englands erscheinen, und so brachte man sie mit Napoleon zusammen und legte wieder Byron, dessen Stellung zu dem Kaiser und zum Torytum bekannt war, eine diesbezügliche Dichtung in den Mund: *Encore une victime, ou Caroline de Brunswick, reine d'Angleterre, traduction de l'anglais de lord Byron.* Août 1821. (Vergl. auch das dem Kreise der Totengespräche angehörige Schriftchen: *Napoléon et la reine d'Angleterre aux bords du Styx.*

Für den echten Lord Byron ist es nun aber äusserst bezeichnend, dass sich die Stimmung, über Napoleon zu schreiben, bei ihm fand, als er im Jahre 1823 seine zornfunkelnde Satire „Die bronzene Zeit“[1]) (*The age of bronze*) — neben der „Vision des Gerichts“ die glänzendste Persiflage des Zeitalters weiland König Georgs III. — in Angriff nahm. Zwischen die Zeilen dieses unbarmherzigen Spottgedichtes hat Byron dem Besiegten von Waterloo das Totenlied geschrieben:

Und wo ist er, der Spätre, Grössre noch,
Der Sohn des Volks, der Fürsten spannt' in's Joch,
Sesostris gleich? — dess Kön'ge, losgezäumt,
Als ob sie Flügel hätten, stolz gebäumt
Den Staub zertreten, wo sie gestern stöhnten,
Gekettet an die Deichsel des Gekrönten.

* * *

Seht da das grosse Ziel — der Fels im Meer!
Weint oder lächelt, — beides passt hieher.
Seufzt, wenn des Adlers stolze Wut zum Schluss
An seinem engen Käfig nagen muss;
Lacht, wenn der Bändiger der Nationen
Nun täglich keift um streit'ge Rationen;
Weint, wenn er trauert, weil beim Mittagsmahl
Der Wein zu knapp ist und die Kost zu schmal.
Der klein um Kleines zankt, ist dies der Mann,
Der Kön'ge peitscht' und sie traktierte dann?
Seht, welche Wage wägt ihm Glück und Fluch:
Ein fehlend Brustbild, ein versagtes Buch,
Ein Brief des Arztes, Schnickschnack eines Grafen
Lässt ihn, der einst die Welt wach hielt, nicht schlafen.
Ist wirklich dies der Bändiger der Grossen,
Den nun die Kleinen ärgern und erbossen,

Dialogue. Août 1821.) Beiläufig bemerkt, hat auch der im II. Kapitel erwähnte Alexandre Barginet, Verfasser der *Réponse aux journaux contre-révolutionnaires*, damals eine Schrift verfasst, in der die beiden Opfer zusammengestellt werden: *De la reine d'Angleterre et de Napoléon Bonaparte, tous deux morts d'un cancer.* (22 Seiten.)

[1]) Deutsch von Gildemeister, Byrons Werke, III, 231 ff.; der englische Text in der Mooreschen Ausgabe, XIV, 1833, 263 ff. In der Ausgabe von Coleridge ist er in der Stunde, wo ich dieses schreibe, noch nicht erschienen.

Der lump'ge Schliesser, des Spions Besuch,
Der fremde Gaffer mit dem Tagebuch?[1]).

Keiner hat so wie Byron das Elend des Gefangenen der Welt preisgegeben. Man merkt die Küchengerüche von Longwood, *les odeurs qui traînent*, wie Zola in der Poesie des Naturalismus sagt. Den Dichter ekelt dieser schauerliche Kleinkram, der ein Heldenleben in Schmutz und Gestank zu ersticken droht[2]). Aber — der Adler bleibt auch im unsaubern Käfig der König der Lüfte, und der Pensionär der Engländer nimmt doch als Held von der Erde Abschied:

Am Bette stehn die letzten Freund' umher
Und, ach, das Bild des schönen Knaben, der
Den Vater nie umarmen soll; — der Geist
Erlischt, der lang die Welt hinriss und reisst:
Doch lächelt — seine Kette bricht der Aar,
Und höhre Welt ist sein, als diese war.

Trotz der unverkennbaren persönlichen Sympathie ist Byron mit seinem Napoleon keineswegs zufrieden:

Wenn dieser Geist auf seiner Sternenfahrt
Bewusste Dämmrung seines Ruhms bewahrt,
Wie muss er lächeln, wenn er dort entdeckt,
Wie klein das Ziel war, das er sich gesteckt!

Die Worte haben an der Stelle, wo sie stehen, etwas Überraschendes, da doch der Sänger der „bronzenen Zeit" wie Manzoni und Lamartine die Gelegenheit nicht vorübergehen lässt, ohne in kräftigen Grundstrichen die Kriegerlaufbahn Bonapartes von den Alpen und Pyramiden bis Moskau, Lützen und Waterloo noch einmal vor den Leser hinzuzaubern. Doch ist freilich der Zweck auch dieser an blendenden Schönheiten reichen Schilderung kein panegyrischer. Neben geistreichen Bosheiten gegen die verbündeten Mächte und ihre Führer, bei deren Bekämpfung der Dichter natürlich wieder auf des Korsen Seite steht, klingt fort-

[1]) Die Anspielungen werden aus dem ersten Kapitel grösstenteils verständlich sein. Der Arzt ist O'Meara, der Graf Earl Bathurst, der Schliesser natürlich Hudson Lowe, der „Gaffer mit dem Tagebuch" ein Kapitän Basil Hall, der auf einer Chinareise in Longwood vorsprach, von Napoleon empfangen wurde und die von dort mitgenommenen Eindrücke in einem Buche *Voyage to Loo-choo* niederlegte.

[2]) Es verdient indes hervorgehoben zu werden, dass das, was in diesem Kleinkriege gegen Lowe Politik Napoleons war, von Byron als solche nicht verstanden oder absichtlich ignoriert wurde.

während das Bedauern durch, dass dieser Grosse, der es doch gekonnt, der Welt die Freiheit nicht geschenkt habe:

Ach, dass auch er den Rubicon betrat,
Den Rubicon erwachter Menschenrechte,
Genoss des Königspöbels und der Knechte!

Über die Vorliebe des Individualisten für den aus ähnlichem Metall gegossenen Kraftmenschen siegt hier der liberale Politiker; auch ein Byron lässt sich zu dem alten unpassenden Vergleich mit Washington[1]) verleiten:

Ein einz'ger Schritt fürs Recht hätt' ihn verklärt
Zum Washington der Welt, die er verheert;
Ein Schritt zum Unrecht macht' aus seinem Ruhm
Des Zweifels und der Winde Eigentum.

Und so schliesst denn der Dichter seine Apostrophe an den Toten mit den tieftraurigen Worten:

Indes selbst Spaniens beutegier'ger Geist
Pizarro schmäht und Bolivar lobpreist, —
Wogt, ach, das Meer, das ihnen Freiheit gab,
Dasselbe Meer, um ein Tyrannengrab!
Der Fürsten Fürst und doch nur ihr Satrap,
Er, der die Ketten riss uralter Schmach,
Erneute selbst das Joch, das er zerbrach,
Zertrat Europas Recht und seins zugleich,
Und schwebt nun zwischen Kerkerhaft und Reich.

Getäuschte Hoffnungen, die der Tote einst erweckt hatte, sie waren auch das Leitmotiv in den ganz eigenartigen Strophen, die der Heimgang des Kriegshelden dem Sängermunde Shelleys entlockte[2]). Shelley, der zarte Poet, feinsinnig wie kaum ein Brite vor oder nach ihm gewesen, dessen glänzende Phantasie für die

---

[1]) Schon 1804 hatte der Berliner Dichter und politische Schriftsteller Julius v. Voss („Beleuchtung der vertrauten Briefe des Herrn J. F. Reichardt über Frankreich," 74) auf die Verschiedenheit der Verhältnisse Frankreichs und Nordamerikas hingedeutet; später wies Johannes Weitzel („Napoleon durch sich selbst gerichtet," Frankfurt a/M., 1829, 159) mit demselben Hinweis den Vergleich zwischen N. und W. ab.

[2]) *Lines witten on Hearing the News of the Death of Napoleon*, in: *The Poetical Works of Percy Bysshe Shelley* ed. by Harry Buxton Freemann, III, London, 1877, 99 ff. Deutsch („Als ich die Nachricht von Napoleons Tod bekam") in: Percy Bysshe Shelleys Poetischen Werken in Einem Bande, aus dem Englischen übertragen von Julius Seybt, Leipzig, 1844, 341.

Menschen der Zukunft einen Himmel auf Erden erträumte, den sein überquellendes Herz ihnen wünschte, hat den Beruf Napoleons als eines riesigen Erschütterers begriffen, dessen vulkanische Natur so glühend gewesen, dass Mutter Erde, die früher wie ein gefrorenes Chaos zusammengeballt da lag, vor dem Hauche des Mundes ihres grössten Sohnes erwärmte. Aber dieser Geist hat für Shelleys Ideale nichts geschaffen; er ist dahingegangen:

Sein wildester Geist rollt' durch Blut
Und Entsetzen und Graus und Gold
Zum Tode — eine vernichtende Flut,

und so sollen die Hoffnungen, „die sein Ruhm nicht erfüllt, in seine Schmach zusammengewoben werden."

Wir wollen Shelley nicht tadeln, den tiefsinnigen Schwärmer, den das Meer so bald verschlang, aus dem der korsische Bronzekoloss emporgestiegen war. Hätte dieser glühende Republikaner, der, in Rom geboren, an Cinnas Seite gewesen wäre, dem Cäsar Augustus gerecht werden können?

Ebenso wenig wie von Shelley steht ein Loblied auf Napoleon von Alexander Puschkin zu erwarten. Einmal schon deswegen nicht, weil dieser byronisch liberalisierende Dichter, zu dessen Lieblingsschriftstellern, die in der Jugend seine Richtung beeinflusst hatten, auch der Republikaner Chénier gehört hatte, wie vorauszusehen, dem Konsul-Diktator und Kaiser den 18. Brumaire und die Krönung in der Notre-Damekirche nicht verzeihen konnte. So heisst es denn auch in Puschkins „Napoleon"[1]):

Als von der Hoffnung Morgenrot bestrahlet,
Die Welt von Sklaverei erwacht,
Der Gallier mit der grimmen Rechten
Den alten Götzen umgestürzt;
Als auf dem aufruhrvollen Platze
Im Staub des Herrschers Leichnam lag,
Der grosse Tag, der einstmals kommen musste,
Der Freiheit lichter Tag brach an:

[1]) Das Gedicht, mit der Jahreszahl 1821, ist auch wohl in diesem Jahre verfasst. Russisch in der Ausgabe der Werke, St. Petersburg, Komarov, 1887, I, 281 ff. Da es in den Übersetzungen Puschkinscher Dichtungen von Lippert (1840), Bodenstedt (1854), Löwe (1870), H. L. Schmitt (1873), auch in der neuesten von Friedrich Fiedler, fehlt und mir andere Übertragungen zur Zeit nicht zugänglich waren, so hat der ausgezeichnete Kenner des Russischen, Herr Professor F. Solmsen in Bonn, sich in dankenswertester Weise der Mühe unterzogen, das lange Gedicht für mich zu verdeutschen.

Da in der Völkerstürme Wogen,
Vorahnend eignes wunderbares Los,
Hast du in ihren edlen Hoffnungstrieben
Verachtung für die Menschheit nur gekannt.
Du hast geglaubt mit frecher Seele
Ans eig'ne Glück verderbenschwer,
Dich hat des Herrschens Gier geblendet
Mit Glanze, von Enttäuschung voll.

Du hast dem neuerstand'nen Volke
Gebändigt jugendliches Ungestüm;
Stumm ward die neugebor'ne Freiheit
Mit eins und ihrer Kraft beraubt.
Inmitten Sklaven hast du, bis du trunken,
Den heissen Durst nach Macht gestillt,
Die Heeresschar'n geschleppt in Schlachten,
Mit Lorbeern ihre Ketten aufgeputzt.

Aber noch aus anderen Gründen konnte Puschkin dem Helden nur gram sein. Trotz seiner byronischen Anwandlungen war der Urenkel des Leibmohren weiland Sr. Majestät des Zaren Peter I. ein Stockrusse, der in dem Sieger von Eylau, Friedland und Borodino nur den Feind des „heiligen Russland" sah. Ein Beweis dafür sind die zornfunkelnden Strophen in den „Erinnerungen in Zárskoje-Sselό" [1]):

Erhoben hatte sich des Weltalls Geissel; drohend
Schwang er das Schwert, der Kaiser, den Verrat
Gekrönt und Frechheit, und es strahlte blutig lohend
Des Krieges Fackel seinem Pfad.

Auch später noch hat Puschkin die Schatten Kutusows und Barklay de Tollys, der Führer im „vaterländischen" Kriege, in einer Weise angesungen, die über den Wärmegrad seiner russisch-patriotischen Gefühle keinen Zweifel zulässt [2]):

---

[1]) Gedichte von Alexander Puschkin. Im Versmass der Urschrift von Friedrich Fiedler, Leipzig, Reclam, 17.

[2]) Gedichte, 111 und 125. Auch verdient bemerkt zu werden, dass, während der, wie wir sahen, napoleonfreundliche Liberalismus 1830 für das unglückliche Polen eintrat, und unter den in diesen Blättern erwähnten Dichtern die Béranger, Platen, Ortlepp Polenlieder dichteten, Puschkin diesen und allen Sinnesverwandten seine energischen Strophen „An die Verleumder Russlands" entgegenschleuderte, in denen er übrigens bei seinem Pochen auf die Stärke des Zarenreiches den Mund etwas gar zu voll nimmt. Aus diesem nationalen Gegensatz entspringt auch

Hier schlummerst du, gewaltiger Held,
Der Krieger Abgott du im Feld,
Du Wacht am heimischen Altare,
Du Feindvernichter, edler Geist,
Du letzter aus der Schar der Aare,
Die Katharinas Thron umkreist.

Da wird es denn nicht überraschen, dass unser Dichter, der den Frieden von Tilsit als eine ungeheure Schmach für die Seinen fühlt und dem übernationalen Cäsar ganz richtig den Mangel an Verständnis für das Empfinden der Völker vorhält:

Wie hast der Russen Herz du nicht verstanden
Von deiner kühnen Träume Höh'?

beim Einbruch der fremden Heerscharen von 1812 an das Herz des Vaterlandes und das grosse Moskau appelliert:

O Russland, kampfesmut'ge Herrin,
Gedenke deines alten Rechts!
Von Austerlitz die Sonne soll erlöschen!
Flamm' auf, mein grosses Moskau, du!
Hereingebrochen sind jetzt and're Zeiten;
Verschwinde von uns, kurze Schmach!
Dein Moskau segne, Hand der Russen!
Krieg ist's; bis an das Grab reicht unser Bund.

So zeigt Puschkins Gedicht vornehmlich an der Stelle, die als sein Höhepunkt bezeichnet werden darf, eine ausgeprägt russische Färbung und unterscheidet sich hierdurch charakteristisch von den meisten Poesien der nicht französischen Autoren dieser Stoffgruppe, die Leben und Tod des hypernationalen Helden durchweg oder doch vorwiegend mit kosmopolitischer Weitherzig-

---

die Abneigung gegen den Imperator. Nur einmal hat Puschkin dieser Einhalt geboten. Doch im Grunde nur scheinbar. Zwar wird in dem 1830 geschriebenen Dialoge „Der Held" (S. 107—109 der Fiedlerschen Ausgabe) der General Bonaparte wegen seines Besuches im Hospital der Pestkranken zu Jaffa (1799) gepriesen:

Beim Himmel: wer so kalt und fest
Dem schwarzen Tode kann begegnen
Um andrer willen, ist ein Held!

Aber das Lob verliert an Wert, wenn man weiss, dass es eigentlich an eine andere Adresse gerichtet war, die des Zaren Nikolaus I., der Moskau während der bekannten furchtbaren Choleraepidemie besucht hatte und dem gegenüber sich der Dichter wegen seiner Amnestierung zu unterwürfigem Danke verpflichtet fühlte.

keit behandeln. Von Deutschen hat nur der Preusse Stägemann — und nicht einmal der so ganz — wie Puschkin empfunden. Dieser verweilt mit Befriedigung bei dem Untergang des grossen Heeres und geht dann auf den Fall seines Führers über. Nun folgen Strophen, in denen sich mehr internationale Gemeingefühle spiegeln und die daher mehrfach Anklänge an die stoffverwandten Poesien der anderen Dichter und Länder zeigen. Der „Tyrann" ist unter den Flüchen der Völker zusammengebrochen, St. Helena ist seine Busse; die Gedanken an einstige Grösse, die Sehnsucht nach seinem Kinde finden sich auch hier. Selbst der Schiffer fehlt nicht, der nach dem Felsen des Inselkerkers schaut, wo der Gewaltige geschmachtet:

Das heisse Eiland, seinen Kerker,
Ein mitternächt'ges Segel sucht es auf.

So ist der stolze Russe dem, wie er leise durchschimmern lässt, vom Unglück geläuterten Feinde gegenüber zusehends freundlicher geworden, und auch seine herbe Dichtung, der eine würdevolle Haltung übrigens nicht abgesprochen werden kann verklingt in sanften Mollaccorden:

Mag denn bedeckt mit Schande werden,
Wer nied'ren Sinns an diesem Tag
Mit thorenhaftem Vorwurf störet
Den Schatten, der der Krone bar!
Ihm Lob! ... Er hat dem Volk der Russen
Gewiesen ein gar hohes Los
Und hat der Welt aus dunklem Banne
Die ew'ge Freiheit nur vermacht.

Viel unparteiischer als alle Genannten stehen dem Andenken Napoleons ein paar nordische Dichter gegenüber, deren Heimat nicht so unmittelbar von den welterschütternden Ereignissen, die sein Auftreten zur Folge hatte, berührt worden war wie das übrige Europa und denen es daher nach Gottlieb Mohnikes Ansicht leichter sein musste, „den Helden des Tages bloss in der Grösse seiner Bestrebungen und Thaten vor Augen zu behalten." „Er selbst musste vor ihren Augen", sagt dieser Kenner der nordischen Litteratur[1]), „mehr als Ideal dastehen, in der Grösse seines Ruhmes; weil sie dem Raume nach von ihm getrennt waren, so war und blieb er ihnen bloss mehr eine grosse historische Er-

1) In seinem „Napoleon, Stimmen aus dem Norden und Süden", Stralsund, 1829, S. 70.

scheinung, und insofern fanden sie sich in der Gegenwart hinsichtlich seiner gewissermassen schon auf dem Standpunkt, auf welchen in anderen Ländern erst die Folgezeit getreten ist oder noch treten wird". Diesen Standpunkt nahm sehr frühe schon der bedeutendste schwedische Dichter Esaias Tegnér ein, der in prächtigen Strophen („Der Held"), den 1813 mit der Macht Europas Ringenden feiert, dann in seinem Liede „Das Neujahr 1816" auf Napoleons Schicksal anspielt und noch am Ende seines Lebens gegen die Überführung der kaiserlichen Leiche von St. Helena nach Paris aus poetischen Gründen ein Veto einlegt[1]).

Unmittelbareren Bezug auf des Kaisers Ende hat eine Dichtung des in Deutschland wenig bekannten Karl August Nicander (1799—1839), der auch „Napoleon in Moskau" besungen und später eine Apotheose des Kaisers[2]) geschrieben hat. Unter seinen 1825 herausgegebenen „Gedichten"[3]) führt eines, „Napoleons Monolog"[4]), nach St. Helena. Die Erscheinungszeit der Sammlung legt die Vermutung nahe, dass dieser Monolog unter dem Eindruck der Todesnachricht entstanden ist. Die in dem Gedichte vorherrschende Luftstimmung zeigt mit Robert Griepenkerls weit späterem Drama „Auf St. Helena" einige Verwandtschaft. Nicander führt den Leser nach jenem romantischen Thale von Hudsgate, dem es bestimmt war, als die Ruhestätte eines Napoleon unter den klassischen Stätten der Poesie und Geschichte fortan eine Rolle zu spielen. Der gefangene Kaiser hat mit dem jungen Las Cases, dem sechzehnjährigen Sohne seines treuen Begleiters, eine Wanderung in den Thalgrund gemacht, sie haben sich niedergelassen und der Jüngling ist eingeschlafen. Vor Napoleons Auge aber steigt das trübe Bild seiner hoffnungslosen Lage auf:

Es geht zum Ziel — zum Ziel mein Leben gleitet ...

Es hätte anders sein können. Könnte er noch einmal wieder zurück, er würde es besser gestalten:

---

[1]) Tegnérs „Held" bei Mohnike, a. a. O, 15 ff. und in „Esaias Tegnér's kleineren Dichtungen, aus dem Schwedischen von Ernst Theod. Meyerhoff", Berlin, 1837, 86 ff.; die drei genannten zusammen in: „Sämtliche Gedichte von Esaias Tegnér, aus dem Schwedischen von Gottlieb Mohnike," Leipzig, 1840, I (Kleinere Gedichte).

[2]) Unter dem Titel: *Lejonet i öknen* (Stockholm, 1838).

[3]) *Dikter af Karl August Nicander.* Första Häftet, Stockholm, 1825.

[4]) Schwedisch in der genannten Sammlung, 8—12, deutsch und schwedisch bei Mohnike, Stimmen, 31 ff.

Ach dürft' er einmal, einmal nur noch schweben,
Frei um die Welt, wie einst, in stolzer Pracht,
An jedem Flügel einen Sturm, sich heben,
In jedem Blicke einer Sonne Macht!
Der Menschheit würd' er zeigen andre Pfade,
Noch bringen würd' er, nach des Dunkels Weh,
Hell einen Tag, der gleich der Iliade,
Mild einen Abend, gleich der Odyssee.
Des Friedens goldne Biene würde kehren,
Sich in des Sieges Purpurblume nähren.

In dieser schönen Stelle sehe ich mit Mohnike den Kern des Gedichtes. Das waren Ideen, die oder denen ähnliche Napoleon wirklich auf St. Helena geäussert hat und die aus den von ihm eingegebenen Schriften und den nach seinem Tode veröffentlichten Berichten der Gefährten in die Öffentlichkeit gekommen sind. Schon bei der Rückkehr von Elba hatte er den Frieden proklamiert, und das Schwert war ihm — diesmal wenigstens — in die Hand gezwungen worden. In der Gefangenschaft hat er dann eine Ära des Friedens und der Freiheit als das endliche Ziel seiner Kämpfe bezeichnet[1]), und das wirkte derartig, dass die sentimentale Legende der zwanziger und dreissiger Jahre schliesslich in ihm nur noch einen liberalen Menschenfreund erblickte.

Auch Nicander hat offenbar an ein letztes hohes Ziel in der Brust des Mannes geglaubt, in dem so viele Historiker nur die „Eroberungsbestie" sehen wollten. Daneben bewundert er aber auch das wirkliche Tagewerk des Mannes,

Der Werke für die Ewigkeit vollbrachte,
Sich eine Welt von Helden schaffend sprach,
Der Tag' und Nächte für die Menschheit wachte,
Des Wahns und Aberglaubens Scepter brach.

Das durfte der protestantische Schwede sagen; in Spanien, Tirol und Italien, wo diese Kämpfe gegen mittelalterliche Borniertheit stattgefunden hatten, wären Censur, Polizei oder Inquisition dazwischengefahren.

Neben so trefflichen Stellen ist freilich Nicanders Gedicht auch nicht frei von Unklarheiten, die indes den harten Tadel, dem es in Wolfgang Menzels Litteraturblatt begegnete, immerhin

[1]) Dass Napoleon gewaltige Friedensziele vorgeschwebt haben — es ist eigentlich lächerlich, bei einem solchen Geiste daran zu zweifeln — beweist seine reformatorische und Organisationsthätigkeit während

kaum rechtfertigen dürften[1]). Dem Schweden Nicander erging es in dieser Beziehung wie dem Deutschen Immermann[2]), der auch nicht recht wusste, wo er seinen monologisierenden Helden zuletzt unterbringen sollte. Wie ihn Immermann als Ahasverus wandern lässt, so weist ihm Nicander eine Kometenbahn zu, die kein Astronom jemals erkennen würde.

Das Unfassbare, das Rätselhafte dieses Lebens, woran sich der schwedische Dichter vergeblich abmühte, hat einige Jahre später der geniale Russe Lermontov kurz und klar in den vier Zeilen ausgesprochen:

Er war des Zufalls Kind, es glich sein Streben
Der Elemente rätselvollem Drang,
Und ein Geheimnis bleibt sein Seelenleben,
Der Aufgang seines Sterns und Niedergang[3]).

Dieses ungelöste Rätsel — und für die damals Lebenden ist das Bonaparte auf alle Fälle gewesen — forderte zur Bescheidung des Urteils auf, wenn nicht zur Enthaltung. Möglich, dass Goethe auch aus diesem Grunde bei Napoleons Tode seiner Muse Schweigen gebot und sich mit Übertragung von fremden Gedanken begnügte. Und welcher? Alessandro Manzonis, in dessen klassische Ode Lob und Tadel des Verblichenen keinen Eingang gefunden haben.

---

des Konsulats. Auch als Kaiser hat er sich noch oft in diesem Sinne geäussert. So 1811 in Düsseldorf: „Wenn wir mit dem Krieg zu Ende sein werden — Gott wolle, dass es bald geschehe — müssen wir ans Werk gehen, denn wir haben bis jetzt nur Provisorisches geleistet“ (Redlich, „Die Anwesenheit Napoleons I. in Düsseldorf im Jahre 1811,“ Düsseldorf, 1892, 42). Aber er musste vorher mit England fertig werden. Warum, dürfte den Zeitgenossen Chamberlains doch begreiflich sein, auch wenn sie die geistvollen Aufsätze von Lenz und Roloff nicht gelesen haben.

[1]) Stuttgarter Litteraturblatt, 1830, Nr. 104.

[2]) Vergl. Kapitel IV.

[3]) Gedichte von M. J. Lermontov, im Versmass des Originals von Friedrich Fiedler, Leipzig, Reclam, 27. Das Gedicht, „St. Helena“, stammt aus dem Jahre 1830. Beiläufig bemerkt, stand L. dem grossen Gegner seines Vaterlandes weit freundlicher gegenüber als Puschkin. Ein Patriot wie jener (vergl. sein „Borodino“, Fiedlersche Ausgabe, S. 47—50) hatte er gleichwohl das Elend des Krieges von 1812 nicht mehr aus eigener Anschauung kennen gelernt; zudem wirkte bei ihm die „Legende“ in Person, denn sein Jugenderzieher Capet war ein alter Offizier der Kaisergarde, der in Russland in Gefangenschaft geraten und dort geblieben war. Ausser dem Gedichte „St. Helena“

Nicht dass etwa Manzoni „jenseits von Gut und Böse“ gestanden hätte. Er war im Gegenteil ein frommer, auch in kirchlichem Sinne frommer Mann, der sich von einer anfänglich freieren Richtung längst zum strengsten Katholizismus bekehrt hatte, als er die berühmte Ode *Il cinque Maggio* dichtete[1]). Diese selbst legt für seine tadellose Katholizität nicht weniger Zeugnis ab als sein weltbekannter Roman „Die Verlobten“, und die Thatsache, dass der Mann, der den Papst und die Kirche gefesselt, in seinen letzten Stunden die Tröstungen der Religion nicht zurückwies, ist von sichtbarem Einfluss auf diese herrliche Schöpfung gewesen, ohne dass darum deren Autor in die Frömmeleien Lamartines verfallen wäre.

Noch ein anderer Vorzug ist es, der Manzonis Ode, namentlich im künstlerischen Sinne, über die Poesien der mit ihm um die Palme Ringenden hoch hinaushebt. Frei von jeder Beimischung politischer Motive, hat er seine grosse Aufgabe lediglich vom rein menschlichen Standpunkte aus angegriffen und zu lösen verstanden. Der marmornen Ruhe einer Rankeschen Unparteilichkeit entspricht die leidenschaftslose klassische Form, und so war es denn auch kein geringerer Kunstrichter als der alte Geheimrat in Weimar, der dem Gedichte das Zeugnis ausstellte, dass es „vortrefflich“ gelungen sei[2]).

---

und ein Jahr vor diesem (1830) hatte L. einige Verse „Auf Napoleons Tod“ geschrieben, die von hoher Verehrung für den Gestorbenen zeugen:

Kalt hört dein Geist der Nachwelt Schmähn und Loben.
Du, Mann des Schicksals, warst der Menschheit Los;
Dich konnte stürzen nur, wer dich erhoben,
Und ewig bleibt das Grosse gross!

Noch in seinem Todesjahre (1841) erhob der Dichter nach der Überführung der kaiserlichen Leiche eine ergreifende Anklage gegen das französische Volk („Napoleons Asche in Paris“, a. a O., S. 96—98).

[1]) In den Manzoniausgaben, die Verdeutschung Goethes gleichfalls in allen Ausgaben seiner Gedichte.

[2]) Am 8. August 1822 sagte Goethe zu dem ihn besuchenden Grüner: „Ich muss Ihnen doch die vortreffliche Ode Manzonis auf den Tod Napoleons vorlesen; ich habe versucht, so gut ich konnte, sie deutsch wiederzugeben.“ Grüner fügt hinzu: „Welch ein Lesen! Er war wie in einem verklärten Zustande, dabei ganz ergriffen, das Feuer blitzte aus seinen Augen, die richtigste Betonung eines jeden Wortes und Ausdruckes ergriffen auch mich, und wie er zu Ende war, folgte eine Pause. Wir sahen einander an, ich konnte in seinem Antlitze, und er mochte in dem meinigen Begeisterung lesen.“ (Goethes Gespräche, Biedermann, IV, 190). — Auch der geistreiche Beyle (Stendhal) fand Manzonis Ode, die ihrem Verfasser die Unsterblichkeit sichere, schöner als die Gedichte von Lamartine und Delavigne und den (pseudo-)

Er war — und wie, bewegungslos,
Nach letztem Hauche-Seufzer,
Die Hülle lag, uneingedenk,
Verwaist von solchem Geiste:
So tief getroffen, starr erstaunt,
Die Erde steht der Botschaft.

Elementar wie die Wirkung der Todesbotschaft ist auch die des *Ei fu*[1])! Manzonis Muse steht in Gedanken über dieses lapidare Wort wie versteinert. Es hat sie um so tiefer ergriffen, als sie dem Helden während seines Lebens in jungfräulicher Scheu ferngeblieben, nicht unter dem lärmenden Tross der Trabanten gestanden hat, auch nicht in der aufgeregten Menge, die einst ohnmächtigen Hass in Zornesworten versprühte:

Ihn wetterstrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muse schweigend,
Sodann im Wechsel immerfort
Ihn fallen, steigen, liegen;
Zu tausend Stimmen Klang und Ruf
Vermischte sie nicht die ihre.

Jungfräulich, keiner Schmeichelei
Noch frevler Schmähung schuldig,
Erhebt sie sich plötzlich aufgeregt,
Da solche Strahlen schwinden,
Die Urne kränzend mit Gesang,
Der wohl nicht sterben möchte.

Nun singt sie noch einmal den Siegeszug des Helden über die Erde, und noch einmal lässt sie den Gefangenen am Ufer stehen, wo vor seinem Auge die grossen Tage der Vergangenheit vorüberziehen[2]):

---

byronischen Dithyrambus. Man müsse, meinte er, um Ähnliches zu finden, in Bossuets *oraisons funèbres* suchen. Zu tadeln seien höchstens zwei oder drei etwas dunkle Stellen und ein paar allzu direkt aus dem Lateinischen entlehnte Wendungen. (Stendhal, *Racine et Shakespeare, études sur le romantisme*, nouv. éd. Paris, 1854, 289.

1) „Er war." Vergl. Lebruns: *Il n'est plus.*

Ebenso beginnen die *Stances sur la mort de Napoléon par M. Senemaud* (Paris, 1821), ein den Pariser Tagespoesien angehöriges Gedicht. Der naheliegende Anfang findet sich in Variationen öfter. Puschkin setzt ein:

Das wunderbare Los ist nun vollendet,
Erloschen ist der grosse Mensch.

2) Ähnlich Lamartine und Byron, doch hat keiner von beiden sich gleich Manzoni in den klaren Äther einer — wir möchten sagen — sophokleischen Schönheit erhoben.

O, wie so oft beim schweigsamen
Sterben des Tags, des leeren,
Gesenkt den blitzenden Augenstrahl,
Die Arme übergefaltet,
Stand er, von Tagen, vergangnen,
Bestürmt' ihn die Erinnrung.

Da schaut' er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Thäler,
Das Wetterleuchten der Waffen zu Fuss,
Die Welle reitender Männer,
Die aufgeregteste Herrscherschaft
Und das allerschnellste Gehorchen.

Aber mit vornehmer Zurückhaltung weigert der Sohn eines heissblütigen Südens sein Urteil über den toten Riesen, über dessen Thaten auch im kühleren Norden so viele vorschnell zu Gericht gesessen hatten:

Zu Pyramiden, von Alpen her,
Vom Manzanar zum Rheine,
Des sichern Blitzes Wetterschlag
Aus leuchtenden Donnerwolken,
Er traf von Scylla zum Tanais,
Von einem zum andern Meere.

Mit wahrem Ruhm? — Die künft'ge Welt
Entscheide dies! Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigsten,
Erschaffenden, der sich einmal
Von allgewalt'ger Geisteskraft
Grenzlose Spur beliebte.

Eine einseitig ungerechte Kritik in dem Menzelschen Litteraturblatt[1]) sieht in der Zurückhaltung des Dichters einen Zweifel an Napoleons Grösse. Ich kann dieser Auffassung nicht beipflichten, finde vielmehr die Selbstbescheidung, welche die Frage nach den letzten, innersten Gründen einer zeitgenössischen

[1]) Stuttgarter Litteraturblatt, Nr. 104 vom 11. Oktober 1830. Es ist dieselbe, in der auch Nicanders Monolog so ungünstig besprochen wird. Charakteristisch ist übrigens der Umstand, dass der Verfasser dieser abweisenden Kritik sich nicht etwa daran stösst, dass Napoleon in den Gedichten der von ihm recensierten Mohnikeschen Sammlung verherrlicht wird, sondern nur deshalb so verdriesslich ist, weil — nach seinem Geschmack — diese Verse viel zu schwach zum Preise eines solchen Helden waren.

Erscheinung von dieser Bedeutung von sich abweist und der Zukunft überlässt, der Lage angemessen und der Objektivität Manzonis durchaus entsprechend. Dass übrigens der Dichter trotz dieser Zurückhaltung seinem Landsmann und Helden Sympathien entgegenbringt, wird von keinem Leser der Ode bezweifelt werden. Der edle Hymnus schliesst versöhnend:

Und also von müder Asche denn
Entferne jedes widrige Wort!
Der Gott, der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröstung auch,
Auf der verlassnen Lagerstatt
Ihm ja zur Seite sich fügte.

In Manzonis Ode hat die durch Napoleons Tod angeregte Dichtung den Zenith erreicht, weshalb ich sie auch an diese Stelle, in den Mittelpunkt der Darstellung, gerückt habe. Zugleich leitet sie bequem zu der deutschen Poesie hinüber, die den Gegenstand der Untersuchung des folgenden Kapitels bilden wird.

IV.

Die deutsche Dichtung.

Manzonis Ode ist nicht ohne Einfluss auf die gleichzeitige Dichtung der andern Länder geblieben. Wie ein Nordlicht leuchtet ihre Farbenpracht in die Litteraturen; ganze Gedankenreihen des Italieners finden sich in verblasster Schönheit bei Lamartine wieder [1]). Welchen Eindruck das Gedicht in Deutschland machte, sahen wir bei Goethe; neben ihm haben sich auch noch andere Männer mit klangvollen Namen, darunter Fouqué und Zeune, an der Übertragung versucht, und es ist dieser klassischen Ode die seltene Ehrung zu teil geworden, in einem fremden Lande, zusammen mit fünf Übersetzungen in dessen Sprache, in besonderer Ausgabe zu erscheinen [2]). Eine neuere Bearbeitung ist

[1]) Vergl. den Schluss des vorigen Kapitels und Voretzsch, a. a. O., 454 ff. Diesmal ist wohl direkte Beeinflussung anzunehmen, mit den im vorigen Kapitel erörterten Gemeinempfindungen kommt man hier nicht aus.

[2]) „Der fünfte Mai. Ode auf Napoleons Tod von Alexander Manzoni. In der Italischen Urschrift nebst Uebersetzungen von Goethe, Manzoni, Giesebrecht, Ribbeck, Zeune", Berlin, Maurer, 1828. Eine Besprechung der Ausgabe: Jen. Allg. Litteraturzeitg., 1829, Nr. 27.

von Paul Heyse, doch wurde schon mit Rücksicht auf das Zeitkolorit im Voraufgehenden die Goethesche Nachdichtung verwendet.

Bot Manzonis Gedicht dem alten Goethe eine schöne Gelegenheit zu thun, was der Sänger der „Grenadiere" damals verabsäumte, nämlich dem Toten einen Kranz zu spenden, so wirkte es fast noch tiefer auf einen Poeten, der dem lebenden Napoleon nicht so freundlich gegenüber gestanden hatte wie Goethe. Es ist Chamisso, das Emigrantenkind, das aber, wie sein liebenswürdiges „Schloss Boncourt" zeigt, wie selten einer zu versöhnen und zu vergeben verstand. Chamisso hat die eigentliche Sterbescene zum Gegenstande der Darstellung gemacht, hat in der kleinen dramatischen Dichtung „Tod Napoleons" [1]) den Leser an des Kaisers Schmerzenslager in der dürftigen Hütte von Longwood geführt. Die Liebe des Helden zu seinem Söhnchen und zu Frankreich, dem Lande seines Ruhmes, füllen den Vordergrund des kleinen, aber packenden Bühnenbildes, während im Hintergrunde bedeutungsvoll die allegorischen Gestalten der Europa, der Poesie und Geschichte erscheinen. Es ist dramatisierter Manzoni, und man würde das auch ohne des Verfassers eigenes Geständnis aus den drei Zeilen ersehen, die Chamisso der Poesie in den Mund gelegt hat:

Zu schmähn, zu schmeicheln haben Knechte nur vermocht;
Jungfräulich deines Namens ist annoch mein Mund,
Hinfort geweiht zu ewigem Gesang, mein Held!

Dagegen klingt es mehr byronisch, wenn der alte Emigrant, dem für die Freiheit der Völker das Herz so warm schlug, in seinem kleinen Drama die Europa sagen lässt:

O hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht
Von Händen, die zu heben unvermögend sind
Das dir entsunkne, dein gewicht'ges Herrscherschwert [2]).

1) „Der Tod Napoleons. Nach Alessandro Manzoni (1827)." In allen Chamisso-Ausgaben.

2) Ähnlich hat auch Platen in seiner „Acqua Paolina" gesprochen:

Ein Sohn der Freiheit; aber uneingedenk
Des edlen Ursprungs, einem Geschlechte sich
Aufopfernd, das ihn wankelmütig
Heute vergötterte, morgen preisgab.
O hätte dein weitschallendes Kaiserwort
Dem Volk Europas, was es erfleht, geschenkt,
Wohl wärst Du seines Lieds Harmodius,
Seines Gesanges Aristogiton.

Es ist eine rein äussere Ähnlichkeit, die von Chamissos Dramolet zu einem der Gedichte des biedern Elsässers August Lamey hinüberführt. Beiden ist nämlich der äussere Umstand gemein, dass sie sich nicht in der Form einer Totenklage an den schon Verschiedenen wenden, sondern der noch lebende Gefangene von St. Helena in der letzten Daseinsphase vor den Leser tritt. Bei August Lamey, dem wenig Bekannten, dürfte zunächst ein Wort über den Dichter selbst nicht ganz überflüssig sein. Lamey — einige Angaben über sein Leben sind in der Note zusammengestellt[1]) — gehört seiner litterarischen und politischen Persönlichkeit nach wie Friedrich Lehne zu einer Gruppe süd- und westdeutscher Poeten und Versemacher, deren Typus in Umrissen feststeht, wenn man den Namen Georg Forster ausspricht, mit dem manche von ihnen bekannt und dessen Gesinnungsgenossen sie ausnahmslos waren. Mainzer Klubisten — neben Lehne auch Nikolaus Müller — Elsässer und rheinpfälzische Republikaner — ausser Lamey ein Schaller und Karl Geib[2]) — hatten sie in den neunziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts sämtlich zu den Verehrern des jungen Generals Bonaparte gehört, so lange sie in ihm das Idol eines Freiheitshelden sehen konnten. Mit dem späteren Kaiser fanden sie sich auf verschiedene Weise ab, aber ohne die Jugendschwärmerei in das extreme Gegenteil zu verkehren, wie das Görres gethan hat. Bei dem Tode des Helden erwachte die frühere Liebe, und besonders Nikolaus Müller und Lamey haben ihrem alten Napoleonkultus wieder die Zügel schiessen lassen. Jener, indem er etwas später das — 1837 im Druck erschienene

---

[1]) Wilh. August Lamey (1772—1861), geb. zu Kehl, nahm an den Ereignissen der Revolution, für die er begeistert war, verschiedentlich auch als Dichter, Anteil, kam während der Kaiserzeit als Mitglied des französischen Douanengerichts nach Lüneburg und machte dann unter Davout die Verteidigung von Hamburg mit. Später bekleidete er im Elsass mehrere Richterstellen und war gleichzeitig noch immer poetisch thätig. Die Revolution hat er in den „Gedichten eines Franken am Rheinstrome“ (1791) und den „Dekadischen Liedern“ (1795) gefeiert. Er schrieb ferner Dramen („Catos Tod,“ 1798, „Marius zu Karthago,“ 1799), auch französische, und veranstaltete verschiedene Ausgaben seiner „Gedichte“. Nach der letzten (Strassburg, 1860) die Citate.

[2]) Diese Poeten habe ich in den bereits erwähnten, 1898—99 in der „Beilage zur Allgem. Zeitg.“ veröffentlichten „Litteratur- und Stimmungsbildern“ genauer charakterisiert. (Vergl. besonders 1899, Nr. 33, 86, 87.) Über Lehne vergl. das am Schlusse des II. Kapitels Gesagte.

— Mainzer „Liederbuch für die Veteranen der grossen Napoleonsarmee von 1803 bis 1814“ redigierte, für das er selbst reichliche Beiträge lieferte [1]), dieser, indem er alsbald nach des Kaisers Verscheiden in die Saiten griff, um die Vorgänge auf St. Helena in verschiedenen seiner nicht sehr formgewandten, aber oft recht tief empfundenen Gedichte zu beleuchten.

Lamey, der hie und da flüchtig an Béranger erinnert, wie dieser den Veteranen der grossen Armee manche hübsche Strophe geweiht, auch dessen Bravourstück, den „alten Korporal“ ins Deutsche übertragen hat [2]), schildert in dem „Ruheplatz“ [3]) einen der letzten Spaziergänge des Unglücklichen. Noch einmal wandert er, von Antommarchi geführt, nach dem uns bekannten kleinen Thale von Hudsgate, an dessen Quell er bisweilen in heissen Tagen geruht hatte:

„Mein Doktor, führe mich an die Stell',
Da Wasser quillt so frisch und hell!“
Hudsons Gefang'ner also sprach,
Die letzte Kraft ihm bald gebrach;
Der weiland Starke, ein wankend Schilf,
Er ging mit Antommarchis Hilf.
Sie setzten sich zum Brunnen hin,
Wo schattet eine Weide grün;
Den Matten kühlte süsser Trank,
Am Baum er lächelnd in Schlummer sank.
Und als er ist vom Traum erwacht:
„O schlief' ich so die endlose Nacht!
Schon hatt' ich auf geblümter Au
All meiner Helden reiche Schau:
Murat, Suchet, Duroc und Ney,
Desaix und Kleber, die edeln zwei!
Durch Wolken heiter schwebt' ihr Zug,
Dem Ossian rauschend die Harfe schlug.
Und da mir nahten der Glanz und der Klang,
„Willkommen du“, scholl's im Bardengesang;

[1]) Dieses Liederbuch (Ex. auf der Mainzer Stadtbibliothek) enthält eine reiche Fülle kulturhistorisch interessanter Gedichte auf Napoleon und die grosse Armee, darunter auch mehrere auf des Kaisers Tod. Wegen ihres geringen poetischen Wertes hielt ich es jedoch für unthunlich, sie in den Kreis der vornehmeren Geister einzuführen, die hier behandelt werden, dagegen habe ich im Anhang einige Proben mitgeteilt.

[2]) Gedichte, 268 ff.

[3]) Gedichte, 223 f.

Sie umschlossen mich, ein gold'ner Kreis,
Und neigten jeder den Lorbeerreis.

Das bescheiden anmutige Idyll, das in dem Traumbild schon ein wenig in das Visionäre späterer Napoleondichtungen hinüberspielt, schliesst, der Überlieferung entsprechend, mit der Bitte des Kranken, an diesem freundlichen Orte seine letzte Ruhe zu finden, falls, wie zu erwarten stand, sein Wunsch, in Frankreichs Erde begraben zu werden, bei den ungrossmütigen Feinden kein Gehör finden würde. Zeigt diese Idylle in ihrer äusseren Einkleidung eine gewisse Ähnlichkeit mit Nicanders Monolog, so ist der Vorzug grösserer Gedankenfülle unverkennbar auf der Seite des Schweden.

Dagegen muss anerkannt werden, dass sich auch Lameys St. Helenagedichte durch eine bemerkenswerte Objektivität auszeichnen. Von dem blendenden Reichtum Hugos, Lamartines, Delavignes, der Franzosen, mit denen der deutschredende Elsässer das Vaterland teilte, findet sich bei ihm wenig, aber er hat auch nichts von ihrer leidenschaftlichen Einseitigkeit. Keine rhetorischen Kraftproben, sondern ruhige Bilder, die ein zartes, nicht sehr umfangreiches Talent bekunden, verfehlen sie gleichwohl nicht ihre Wirkung. Das kann auch von seinem „Sankt Helena[1])" gelten:

Es ragt wie Nadelspitzen, aus unbegrenzter Flut;
Es starrt wie Höllentrümmer, noch rötelnd von der Glut;
Nie grüssen Donner Gottes den segenlosen Strand,
Mit Nebelfrösten wechselt der jähen Sonne Brand.

Da schleifte seine Fesseln ein König in der Acht;
Da rang ein kranker Löwe, vom Leopard bewacht;
Vier Särge da bewohnet, versunken unterm Stein,
Der schlachtenmüde Kaiser, mit seinem Schwert allein.

* * *

Er ruht, der wilde Jäger, wo Hornruf nimmer weckt,
Den Jagdhut zu den Füssen, der stolzes Haupt gedeckt,
Mit seiner Züge Beuten wie schwölle hoch sein Grab!
Man legt' ihm nackt den Scheitel, ob er auch Kronen gab.

Stern auf dem grünen Rocke, hievor ein Glanz der Welt,
Du schmückst die Brust, die hohle, mit keinem Strahl gehellt:
Herz, ehmals ohne Frieden und das so brennend schlug,
Du füllst in ew'ger Stille den kalten Silberkrug[2]).

1) 1822 verfasst, Gedichte, 148 f.

2) Napoleons Herz wurde in einem silbernen Gefässe in dem Sarge neben der Leiche beigesetzt, da sich Hudson Lowe, seiner Rolle bis

Nur einmal hat sich Lamey von seinem Unwillen über den Peiniger des Gefangenen allzu sehr hinreissen lassen, in dem Gedicht „Hudson Lowe", das mit starker Übertreibung die Verachtung schildert, die dieser armselige Schächer bei den eigenen Landsleuten und selbst im Orient gefunden haben sollte, wo man ihn nach Napoleons Ende als Kommandeur der britischen Truppen auf Ceylon untergebracht hatte[1]):

zum Abgange getreu, dem im Testamente des Gefangenen ausgesprochenen Wunsche der Übersendung des Herzens an Marie Louise widersetzte. Übrigens war ja diese der kostbaren Reliquie unwürdig.

[1]) Gedichte, 225 ff. Der Verfasser folgt in seinen Schilderungen der angeblichen Weigerung König Georgs IV., den Gouverneur von St. Helena nach dessen Rückkehr in Audienz zu empfangen (vergl. dagegen Forsyth, *History of the Captivity of Napoleon*, III, 315 ff.) und des Ausbruchs des allgemeinen Unwillens bei einer späteren Landung Lowes auf der Insel Mauritius einem Buche, das unter dem Titel *Mémorial de Sir Hudson Lowe relatif à la captivité de Napoléon à Sainte-Hélène*, Paris, 1830, 2 Bde., (deutsch, Stuttgart, 1830), als eine angebliche Verteidigungsschrift des ehemaligen Gouverneurs erschienen war. Diese Schrift, welche noch heute in unseren Encyklopädien (z. B. Brockhaus, 14. A., XI, 316 u. a.) als ein echtes Werk Lowes genannt wird, ist wie der pseudobyronische Dithyrambus eine offenbare Fälschung, die von den allergröbsten Fehlern wimmelt. Es lohnt nicht, hier näher darauf einzugehen. — Wahr ist hingegen — und Hudson Lowe hat sich selbst darüber beschwert — dass er, und nicht allein von den Bonapartisten, schlecht genug behandelt wurde. Als er gegen O'Mearas berühmtes Buch *Napoleon in exile* gerichtlich vorgehen wollte, wurde er wegen eines Formfehlers abgewiesen, weil die Klage zu spät eingereicht sei. Dann ward er, wie gesagt, Befehlshaber auf Ceylon, aber seine oft wiederholten Gesuche um einen neuen Gouverneurposten wurden stets abschlägig beschieden. Ausser leeren Redensarten von Bathurst und Wellington erhielt er nichts, und sogar Scott hat sich gehütet, in seinem berüchtigten *Life of Napoleon Buonaparte*, die Verteidigung des Henkers in einer Weise zu führen, wie dieser gewünscht hätte. Freilich fehlte es ihm dazu auch an Materialien. Als Lowe darauf von Ceylon nach England reiste, um eine Antwort gegen den schottischen Barden vom Stapel zu lassen, bedeutete ihm selbst Lord Bathurst, es sei das beste, wenn er sich schleunigst auf seinen Posten zurückbegäbe. Er erhielt später keine Pension und starb arm und verachtet im Jahre 1844. (Vergl. Forsyth, III, *chap.* XXXI.) Bei seinem Tode erschien in deutschen Flugschriften der poetische Nachruf:

So birgst du endlich, Grab, das Ungeheuer,
Verspieen von der Menschheit, wie der Geier u. s. w.

Noch zwei Vorfälle aus Sir Hudson Lowes späterem Leben mögen hier erwähnt werden, die für seine Beurteilung durch die Zeitgenossen charakteristisch sind. Im Jahre 1822 wurde er von dem in diesen Blättern öfter erwähnten Sohne des Grafen Las Cases in London auf offener Strasse mit der Reitpeitsche gezüchtigt; Genugthuung mit der

Das ist der Fluch Napoleons;
Dir in die fernste Welt soll Schande folgen,
Weil, gegen heil'ges Unglück frevelnd, du
Wehrlosem Krieger und gefall'nem Fürsten
Die herben Leiden bis zum Tod gesteigert.

Leidenschaftslos wie Manzoni und Lamey ist auch eine Elegie von August Mahlmann[1]), die andererseits, in der Verwertung des Vergleichs zwischen der vulkanischen Natur der Felseninsel und ihrem gefangenen Bewohner, mit Victor Hugo eine auffallende Verwandtschaft zeigt. Ein geborener Leipziger und harmlos wie die meisten sächsischen Poeten, hatte Mahlmann, den rheinbündlerischen Verhältnissen seines engeren Vaterlandes entsprechend, den Kaiser Napoleon in den Tagen des Glanzes besungen, dann 1813 mit den Sachsen auf dem Leipziger Schlachtfelde die Schwenkung zu den Verbündeten hinüber gemacht und auch einige deutsch-patriotische Gedichte, meist mit spezifisch sächsischer Färbung, verfasst. Jetzt stimmte auch er in den Chorus am Katafalk des Helden ein, und wenn er eine so völlig

---

Waffe, die der junge Las Cases ihm anbot, lehnte er ab, wollte aber seinen Gegner gerichtlich belangen, worauf diesem die eigenen Landsleute Lowes zur Flucht aus England verholfen haben sollen. (*Rencontre du major-général sir Hudson Lowe avec M. le baron Emmanuel de Las Cases, suivie d'anecdotes sur le major-général Lowe, recueillies par le docteur O'Meara*, Paris, 1822, *Mémorial de Sainte-Hélène*, Garniersche Ausg., II, Abschn.: *Mémorial de la Belle-Poule*, p. 3; *Forsyth*, III, 316.) Drei Jahre später wurde auf den jungen Las Cases ein Mordversuch gemacht, und die öffentliche Meinung bezeichnete den damals in Paris anwesenden Hudson Lowe als den Anstifter der Unthat (*Mémorial*, a. a. O., Allgem. Zeitg., 1825, Nr. 323, 327, 328, 330, 332, 334).

Der letztgenannte Vorfall zeigt, wessen man ihn für fähig hielt. Während die ernste Kritik sein Verhalten gegen Napoleon verschieden beurteilte (vergl. Jen. Allg. Litteraturzeitg., 1823, Nr. 129, Hall. Litteraturzeitg., 1819, Nr. 23), galt er im Volke als verfehmt, ein Stigmatisierter, den seine eigene Regierung, nachdem er das Odium ihrer brutalen Massregeln auf seine Person geladen, gelinde abschob. Auch dieser Mohr konnte gehen. Wenn man das ruhelose Wandern des gezeichneten Mannes über die Erde betrachtet und zugleich an den „Kalvarienberg" von St. Helena denkt (vergl. weiter unten bei Grillparzer), so fühlt man sich versucht, dem pedantischen Exekutor der Befehle des englischen Ministeriums in dieser Passionsgeschichte die legendarische Rolle des Pilatus zuzuweisen. Hudson Lowe erweckt am Ende fast Mitleid, so wenig sympathische Züge seine Persönlichkeit aufweist.

[1]) „Die Insel Helena und ihr Grab," Mahlmann, Gedichte, Leipzig, Reclam, 90 f.

parteilose Darstellung dabei wählte, wie sie die „Insel Helena und ihr Grab“ zeigt, so liegt die Vermutung nahe, dass der königlich sächsische und herzoglich gothaische Hofrat und ehemalige Herausgeber eines hochoffiziösen Pressorgans, der „Leipziger Zeitung“, es nicht für gut befand, eigene Sympathien oder Antipathien gegen den einstigen Bundesgenossen König Friedrich Augusts verlauten zu lassen.

So wird Napoleon in der Mahlmannschen Elegie fast wie eine Naturerscheinung behandelt, ein Titan, ein Vulkan, der in ganz passender Parallele neben die schwarzen Basaltfelsen seines Inselkerkers gestellt wird:

Tief aus dem Innern der Erd', ungeheuerster Gährung Erzeugnis,
Hobst du dich, Felsenkoloss, über das schäumende Meer
Hoch zu den Wolken empor! Dich trug der gigantische Aufruhr
Alles bezwingender Kraft, Fesseln zersprengend, herauf!
Flammen durchbrachen die Flut, wild rasten Orkane, der Erdkreis
Wankt' und erbebte vor Schreck deiner Titanengeburt!

* * *

Hier weit ab von der Welt schlummert Napoleons Staub!
Schläfer in einsamem Grab, auch Du von der schrecklichsten Gährung
Wilder Empörung des Volks, hobst, ein Koloss, dich empor
Kühn zu dem Gipfel der Macht! Dich trug der gigantische Aufruhr
Fesselnzersprengender Kraft über die Thoren hinauf!
Blutige Bahnen durchliefst du im Donner der Schlachten, der Erd-
Wankt' und erbebte vor Schreck deiner Titanengewalt! [kreis
Aber nun bist du erloschen und liegst in dem Felsengetrümmer
Grossen erstorbnen Vulkans, selbst — ein erstorbner Vulkan!
Also vom Schicksal ward hier Gleiches mit Gleichem vereinigt!
Grab und Begrabener bleibt ew'ges Erstaunen der Welt!

Zu den bisher besprochenen, im Urteil mehr zurückhaltenden deutschen Gedichten stehen die schwunghaften Strophen in Grillparzers „Napoleon“ in ausgeprägtem Gegensatz. Der Dichter der Schiksalstragödien musste von dem Fatalistischen in dem Leben des französischen Kaisers ganz besonders tief gepackt werden. Auch ist nicht unbekannt, dass Grillparzer in seiner Selbstbiographie dieses Eindrucks öfter gedenkt und dass auch seine dramatische Thätigkeit von der dämonischen Gestalt des Korsen nicht unberührt geblieben ist. In „König Ottokars Glück und Ende“ hat er sie mindestens in den Umrissen gezeich-

net[1]) und unter den von ihm für eine etwaige dramatische Behandlung notierten Stoffen findet sich einer, der mit der Insel St. Helena zu thun hat[2]), die in Deutschland Griepenkerl später auf die Bühne bringen sollte[3]).

In seinem Napoleongedichte[4]) geht Grillparzer seinem Stoffe mit einer Kühnheit zu Leibe, die, von poetischen wie politischen Gesichtspunkten aus betrachtet, Anerkennung verdient. Die Frage: „Wer war dieser Mann, und was wollte, richtiger, was sollte er?“ hat ein Österreicher zur Hochflutzeit Metternichscher Reaktion klar gestellt und ebenso klar und offen beantwortet. Dass er nicht der „brandgemalte Teufel“ Arndts gewesen, hatte man allmählich einsehen gelernt, und das von eben dieser Zeit her geläufige Bild einer „Gottesgeissel“ war schon von Platen in einem etwa 1818—20 geschriebenen Epigramm[5]) zu einem „Besen der Zeit“ abgeschwächt worden. Noch etwas später wird Freiherr von Zedlitz die Antwort auf die inhaltschwere Frage dahin geben[6]):

Ein Wetter — sprach ich — dass die Welt sich reine,
Ward er, vom ew'gen Throne hergesendet.

Auch Grillparzer nennt den Kaiser einmal (Str. 5) eine „Gottesgeissel“, aber er leitet dieses Beiwort nicht wie Victor Hugo aus den bösen Eigenschaften des Subjekts ab, sondern will es vielmehr in echt fatalistischem Sinne verstanden wissen:

Dich lieben kann ich nicht! — Dein schweres Amt
War: eine Geissel Gottes sein hienieden.
Das Schwert hast du gebracht und nicht den Frieden, —
Genug hat dich die Welt darum verdammt.
Doch jetzt sei Urteil vom Gefühl geschieden,
Das Leben liebt und hasst; der Toten Ruhm
Ist der Geschichte heil'ges Eigentum.

Es war also das „Amt“ des Korsen, eine Geissel Gottes zu sein. In diesem Sinne sagt Grillparzer an einer anderen Stelle seines Gedichts:

---

1) Grillparzers Selbstbiographie, Werke, 1872, X, 132, Aug. Ehrhardt, „Franz Grillparzer, sein Leben und seine Werke,“ deutsche Ausgabe von Moritz Necker, München, 1902, 336 f.

2) Der sonderbare Titel lautet: „Die drei Krebse von St. Helena,“ Werke, 5. A. (Sauer), XII, 211.

3) In Frankreich geschah das mehrfach, namentlich in den Volksdramen der Julizeit.

4) Grillparzers „Napoleon“ steht in den Werken, 1872, I, 192 ff.

5) Mitgeteilt: Deutsche Dichtung, XV, 8.

6) Zedlitz in den „Totenkränzen“, 2. A., Wien 1833, 32.

Das Fieber warst du einer bösen Zeit,
Vielleicht bestimmt, des Übels Grund zu heben.
So flammtest du durchs aufgeregte Leben!
Doch, wie des Krankenlagers Ängstlichkeit
Dem Fieber pflegt der Krankheit Schuld zu geben,
Schienst du allein der Feind nur aller Ruh'
Und trugst die Schuld, die früher war als du!

Das „Fieber einer bösen Zeit", das kommt Platen und Zedlitz recht nahe.

Noch näher manchen der Tyrtäen von 1813, die bei allem Hass gegen den „Korsen" sich der Idee nicht verschliessen konnten, dass die Sendung der „Gottesgeissel" denn doch ihren zureichenden Grund haben müsse und dass der Allmächtige den unbändigen Krieger über die Erde habe reiten lassen, um ihre, der Gegner, Fehler und Sünden zu strafen. Frommen Gemütern wie Arndt und noch mehr Schenkendorf lagen solche Gedanken nahe. Grillparzer aber zieht daraus eine Folgerung für seinen Helden, die jene hasserfüllten Gegner schwerlich hätten gelten lassen:

Was sie gesündigt ohne Unterlass,
Was sie gefrevelt seit den frühsten Tagen,
Ward all zusammen auf dein Haupt getragen,
Du duldetest für alle aller Hass.

Es ist Heinrich Heine so schwer verdacht worden, dass er in seinen kühnen Prosadichtungen Napoleon oftmals vergöttert, ja, geradezu vergöttlicht hat. Die Thatsache ist schon richtig; nur stehen diese „Blasphemien" des Juden Heine auch unter Christen keineswegs vereinzelt da.

Von interessierten Schmeichlern wollen wir absehen, überhaupt von all den Lobpreisungen aus der Zeit seines Glanzes, wo es kein irgendwie erhebendes Beiwort gab, das man auf den Franzosenkaiser nicht anwendbar gefunden hätte. Die gelehrten Herren von der Leipziger Universität z. B. versetzten ihn damals unter die Sterne, indem sie einen Himmelskörper nach ihm benannten. Aber auch noch lange Jahre nach seinem Sturze finden sich ähnliche Beispiele eines geradezu vergöttlichenden Heroenkultus, wozu in der Note ein paar beliebig herausgegriffene Illustrationsproben geliefert werden[1]). Wenn übrigens der alte Goethe

[1]) So lässt ihn Béranger sagen: „Ich bin der Gott der Welt" (vergl. Treitschke, Hist. u. pol. Aufs., 3. A., III, 146), und Delavigne

den Kaiser öfter mit dem „Absoluten“ vergleicht, so ist ja das im Grunde nur eine philosophische Übersetzung des Heineschen „Gottes“. Auch von den obigen Worten Grillparzers, zu dem wir hiermit zurückkehren, ist nicht allzu weit bis zum biblischen Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Ebenso ist der „Kalvarienberg“ Heines — *le calvaire de Sainte-Hélène* — ein in Frankreich noch heute ganz geläufiges Bild, und schon Manzonis Ode hat von einem „Golgatha“ gesprochen.

Und wenn nicht ein Gott, so ist der Kaiser bei Grillparzer wenigstens der vollkommenste Mensch, der Mensch, *l'homme*, wie ihn heimlich die alten Soldaten zu nennen pflegten, als sie seinen Namen nicht aussprechen durften. Er (*lui*), wie ihn Victor Hugo später genannt hat, der allgemein Bekannte, der Typus Mensch, der Vertreter der Gattung:

Zum mind'sten wardst du strahlend hingestellt,
Zu kleiden unsrer Halbheit ekle Blösse,
Zu zeigen, dass noch Hoheit, Ganzheit, Grösse
Gedenkbar sei in unsrer Stückelwelt,
Die sonst wohl gar im eignen Nichts zerflösse,
Dass noch die Gattung da, die starker Hand
Bei Cannä schlug, bei Thermopylä stand.

Und ähnlich am Schlusse:

Das Grosse hast am Nied'ren du gerochen,
Und sühnend steh' auf deinem Leichenstein:
Er ward zu gross, weil seine Zeit zu klein.

Eine solche Auffassung, zu deren offenem Bekenntnis in Wien, dem Wien der Hofburg Franz II. und der Metterniche, unzweifelhaft Mut gehörte, hängt natürlich bei dem patriotischen Grillparzer mit dem Ekel zusammen, den das politische Jammer-

---

nennt ihn *Dieu mortel*. In Ernst Ortlepps „Siebengestirn“ (Leipzig, 1833) liest man (S. 90—91) die Verse:

Und es staunen selbst die Cherubim,
Denn sie schaun einen zweiten Gott auf Erden.

Auch in den von Friedr. Erdmann Petri herausgegebenen „Eichenkränzen“ (vierter und letzter Kranz, Wiesbaden, 1828) findet sich ein Gedicht, in dem der grosse Feldherr mit der Gottheit selbst verglichen wird (vergl. Jen. Allg. Litteraturzeitg., 1829, Nr. 36). Sogar Gutzkow (Ges. Werke, 9, 84) vergleicht die Hoffnungen einer Wiederkehr Napoleons nach seinem Tode mit den Hoffnungen der Christen nach dem Scheiden des Erlösers. — Einigermassen erklärlich wird dieser Kultus aus dem Zeitgeschmack. Auch Zelter nennt Goethe einmal „seinen Heiland“.

konzert der heiligen Allianz allen besseren Geistern erregte. Und da es auch in Hinsicht auf die schlimmsten Seiten der napoleonischen Herrschaft, politische Unfreiheit, Polizeiherrschaft, Censur und Pressknechtschaft, nach dem Sturze des Kaisers nicht besser, nein, im Gegenteil vielfach nur schlimmer geworden war, so kam man zu Vergleichen mit früher, die von Jahr zu Jahr dem Andenken Napoleons immer günstiger werden mussten[1]).

Schon während der Gefangenschaft des Kaisers hatte der alte Goethe ein ärgerliches Epigramm hingeschrieben, zwar zunächst auf die Sprachreiniger gemünzt, das aber auch noch in einem etwas anderen Sinne aufgefasst werden könnte:

Gott Dank! dass uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch liess sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen .....

Viel deutlicher lässt sich Grillparzer vernehmen:

Denn seit du fort, fliesst nun nicht mehr das Blut,
In dem vor dir schon alle Felder rannen?
Ward Lohn den gegen dich vereinten Mannen?
Ist heilig das von dir bedrohte Gut?
Die Tyrannei entfernt mit dem Tyrannen?
Ist auf der freien Erde, seit du fort,
Nun wieder frei: Gedanke, Meinung, Wort?

In dieser Strophe ist neben den durch Sperrdruck ausgezeichneten Stellen auch auf die vierte Zeile Gewicht zu legen:

Ward Lohn den gegen dich vereinten Mannen?

Den Gentz und Metternich — ja, aber denen, die neben der Wiederkehr der alten Dynasten auch ein Stückchen blauen Himmels für die Völker ersehnt hatten? Die spanische Folter, der Galgen Riegos, der Spielberg in Mähren, die Berliner Hausvogtei und die Festung Colberg könnten die Antwort darauf geben[2]).

Wie sehr das den Napoleonkultus fördern musste, ist schon mehrfach hervorgehoben worden. Zu guterletzt sind die Ansichten von Anno 13 derart auf den Kopf gestellt, dass selbst Männer, die bei Wagram oder Ligny gegen den Korsen im Feuer gestanden haben, ihn verherrlichen helfen. Aus ihren Reihen sind zwei als tapfere Soldaten und gedankenreiche Schriftsteller gleich unverächtliche

1) Vergl. Kapitel I.

2) Niemand hat das ergreifender ausgesprochen als Chamisso („Der Invalid im Irrenhaus").

Männer mit umflorter Muskete an des Kaisers Sarg getreten: Immermann und Zedlitz.

Doch ehe ich zu Immermann übergehe, mag es erlaubt sein, zumal sich sonst ein schicklicher Platz nicht bieten will, in wenigen Worten der Stägemannschen Ode „Bonapartens Tod" zu gedenken, die ihr Verfasser mit einer Widmung an Varnhagen in die Welt schickte und die er später in seine „Historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" aufgenommen hat. Es mag überraschen, den Namen Friedrich August von Stägemanns hier zu treffen, nicht deswegen, weil er zu den begeisterten Sängern der Befreiungskriege, sondern weil er zu jenen Männern gehört, die, Todfeinde der Revolution, durch jene Kriege lediglich die Wiederherstellung der absoluten Monarchie fridericianischer Zeiten erstrebt hatten [1]). Hatte auch er, der starre Preusse, seine Ansicht über den „Bonaparte" geändert, er, der 1807 von ihm gesungen:

Aus eines Scheusals grässlichem Schoss entsprosst,
Erwürgt' er kalt die Mutter und waffnet sich
Mit jedem Tod aus ihrem Rüsthaus,
Nun ein entsetzlich Gespenst des Erdballs [2]).

Nicht in dem Masse wie die Grillparzer und Zedlitz, gewiss nicht. Auch ist seine, wie alles Stägemannsche, an schwerer, fast schwerfälliger Rhythmik leidende Ode im Grunde mehr ein Hymnus auf den von dem unbedingten Verehrer Friedrichs vergötterten Sieger von Leuthen als ein Trauerlied auf den gefallenen Feind. Ja, der Dichter weist die Trauer an einer Stelle ausdrücklich ab:

Wehklage nicht, mitleidige Saite, nicht
Der starren Brust erkalteten Phlegethon,

[1]) Stägemann (1763—1840), im Jahre 1806 Mitglied des Generaldirektoriums, später vortragender Rat, Staatsrat und Geheimer Rat, eine Zeitlang auch Redakteur der „Staatszeitung", Gemahl der durch ihre Beziehungen zu Gentz bekannten Elisabeth Graun, war einer der namhaften Tyrtäen von 1813/15, konnte aber die Volkstümlichkeit der Arndt, Körner, Schenkendorf bei weitem nicht erreichen, weil die von ihm gewählte gravitätische Odenform und seine Vorliebe für Fremdwörter und mythologische Anspielungen eine solche von vornherein ausschlossen. Seine patriotisch-lyrischen Gedichte gab er mehrfach heraus: „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—1813," Halle, 1814, 2. A., 1816, dann vermehrt unter dem Titel „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten," Leipzig, 1828. Die Ode „Bonapartens Tod", das., 294 ff.

[2]) Historische Erinnerungen, 19.

In den getaucht, des Todesengels
Schwert zu vertilgenden Flammen aufschlug!

Doch hat sich auch bei Stägemann, der zu den entschiedenen Reaktionären gehörte und dessen Servilismus als Beamter gelegentlich den Unmut des freisinnigeren Freundes Varnhagen erregte, der Ton gegenüber dem alten Feinde erheblich gemässigt. Napoleon ist für Stägemann immer noch „Bonaparte", aber nicht mehr der „Typhon", das „Schwefelgebürg, das sich auftürmt"[1]), nicht mehr der Unhold, dessen „Donner dem Höllenstrom entquollen"[2]), er ist ein Held:

Ach! dass ein Held hinab zu den Schatten geht,
Ist nicht der Schmerz der menschlich bewegten Brust.
Der grosse König ging zu Cäsars
Schatten; wir wandeln mit tapfrer Vorwelt.

Ja, der Dichter beklagt den Mann, dem das unglückliche Los gefallen, wie die Titanen zerschmettert zu werden:

Unselig Los, mit dem der verfolgenden
Gestirne Missgunst schwer des Titanenstamms
Einsame Geister, hoher Bergluft
Seltenes Aarengeschlecht, belastet!

Unselig Los glücktrunkner Gewalt! Dahin
Von Rosses Zug, schaumrasend, entzügelt, hin-
Dahin geschleudert — Sieh! sie schütteln
Blitz von den Mähnen, sie dampfen Sturm aus,

Der Tag erlischt, Abgründe verschlingen Ziel
Und Bahn und Spur — und sieh! an der Wolke Saum
Die Sonnenrosse ruhig leuchtend, —
Drunten, zerschmettert am Fels, den Cäsar.

Wenn es wahr ist, was eine französische Schriftstellerin einst dem Marschall Moltke schrieb[3]), dass seinen Feinden gerecht werden ein höherer Ruhm sei als die Gloire des Schlachtfeldes, dann hat Stägemann grossen Ruhm verdient, als er, der Preusse, es über sich gewann, im Anblick des namenlosen Grabes von Hudsgate die Strophe zu schreiben:

---

1) Historische Erinnerungen, 30.
2) Historische Erinnerungen, 9.
3) Die Marquise de Blocqueville an den Grafen Moltke, 31. Mai 1890.

Kein Mal erhebt sich. — Keines? wie Fittige
Von Adlern rauscht es. Fahnen von Austerlitz,
Marengo, Jena, unverweslich,
Senken sich über den Hügel Longwoods.

Hat das einer der standfestesten Reaktionäre aussprechen können, so darf man sich nicht wundern, dass ein anderer guter Preusse, der Stägemanns rückschrittliche Gesinnung nicht teilte, einen Ton anschlug, welcher zwar nicht unbedingte Bewunderung, wohl aber tiefes Mitgefühl mit dem im Elend begrabenen Feinde atmete.

Karl Immermann, der sich 1815 so unbändig gefreut hatte, dass er gegen den Verhassten zur Waffe greifen konnte, schreibt jetzt „Das Grab auf St. Helena", eine sonderbare, in reimlosen Jamben abgefasste Dichtung, deren ursprüngliche Fassung sich schon in der 1822 erschienenen ersten Sammlung der Immermannschen Gedichte findet. In kühner Vision sieht sich der Poet auf die Insel versetzt, wo ihn ein Hirtenknabe zu dem einsamen Grabe von Hudsgate geleitet. Der Zug, dass das kleine Menschenleben, das einst tief unter dem Felsensitze des Riesen dahinschlich, nunmehr gleichwertig neben dem seinigen erscheinen darf, findet sich also auch hier. Wie bei Byron und Platen die Matrosen ihm ein Lied singen, bei Delavigne der Fischer an seinem Grabe die Netze ausbessert, so benutzt der Schäferknabe das Thal von Hudsgate zum Stelldichein, um im Schatten der Trauerweiden, die das Kaisergrab beschatten, mit seinem Mädchen zu plaudern und zu kosen.

Jetzt ist ein anderer Besuch da, der Dichter (Immermann), um sich mit dem seiner Gruft entstiegenen Geiste Napoleons zu unterhalten. Also wieder ein Beispiel der schon erwähnten beliebten Totengespräche [1]), nur mit dem Unterschiede, dass einer der Redenden noch unter den Lebenden weilt. Die typische Frage des Abgeschiedenen, wie es auf Erden zugehe, giebt dem Dichter Gelegenheit, das in trägem Schlammfluss dahinschleichende Leben der Reaktionszeit zu malen. Daher gehe denn unter den Leuten die Klage um den Toten, dessen Hekatomben vergessen sind und dessen grossen Geist man zurückwünscht:

Es sei ein Unglück, sagen sie, dass du
Gefallen seist, sie wünschen dich zurück.

---

[1]) Über diese, soweit sie Napoleon betreffen, ist im Anhang das Notwendigste gesagt.

Die Erbärmlichkeit der Menschen — hier vernimmt man einen Anklang an Grillparzer — tritt in einem zweiten noch sonderbareren Zwiegespräch hervor, das der Geist mit dem Allmächtigen selber hält. Der Riese erkühnt sich, gegen Gott, dessen Donner ihn nicht zu erschrecken vermögen, den Vorwurf zu erheben, dass er ihn um dieser elenden Sippschaft willen gestürzt habe.

In anmutender Form aber hat Immermann den letzten Wunsch des Verstorbenen, inmitten des französischen Volkes an den Ufern der Seine ruhen zu dürfen, in seine absonderlichen Phantasien verflochten[1]). Als der Mond mit mildem Glanze durch die Gewitterwolken bricht, schimmern zwei Thränen in dem Auge des Gewaltigen:

Er, den des Höchsten Feuer nicht erschüttert,
Er weinte nun — er weinte, da des Grabes
Er dachte, das er wünscht' in seinem Frankreich,

---

[1]) Schon unmittelbar nach Napoleons Tode wurden in Frankreich Stimmen laut, die die Erfüllung dieses Wunsches forderten, um deren Ermöglichung sich die Vollstrecker seines letzten Willens vergeblich bemühten. Vergl. die Pariser Broschürenlitteratur: *Pensée d'un soldat sur la sépulture de Napoléon* (par Alexandre Goujon, Anc. cap. d'artillerie à cheval); *Encore un mot sur Napoléon-le-Grand, précédé d'une Adresse au roi par L. Picquot,* Août 1821; *Le Cri de la France,* 1821. Dem Gedanken Goujons, des Kaisers Asche am Fuss der Vendômesäule beizusetzen, über den die Quotidienne entrüstet war, hat der (S. 5 erwähnte) General Berton (*Lettre à M. le baron Mounier*) beigepflichtet. Auch an die Kammer wurde eine von General Gourgaud u. a. unterzeichnete Bittschrift wegen Bestattung der Leiche in Frankreich abgefasst, die auch gedruckt ward. Vier Jahre später richtete ein Herr de Chaumont-Guitry, ehemaliger Marineoffizier, an den König eine Adresse mit dem gleichen Verlangen. (Vergl. Allg. Ztg., Nr. 305 vom 1. Nov. 1825.) Unter der Restauration ein unmöglicher Gedanke, den erst das Julikönigtum ausführen konnte. Auch noch von anderer Seite waren die sterblichen Reste Napoleons reklamiert worden. 1821 hatte sich ein Bruder Marets, des Herzogs von Bassano, an das französische Ministerium mit der Bitte gewendet, die kaiserliche Leiche von England zu fordern und Napoleons Mutter zu übergeben, um sie in Rom begraben zu lassen. Richelieu und Pasquier mussten das ablehnen (Pasquier, *Mémoires,* V, 359). Lätitia Bonaparte selbst hatte in gleicher Absicht an den englischen Minister Castlereagh geschrieben. (Vergl. Welschinger, a. a. O.) Seine Lordschaft würdigte den Brief der Heldenmutter keiner Antwort. Politik der heiligen Allianz, die deren Vertretern verdienten Unwillen zuzog und den Spott Heines über Castlereaghs späteren Selbstmord begreiflich macht. (H. im Buche Le Grand, Werke, Elster, 3, 161.)

und in edler Wallung gesteht der Dichter, dass er gern bereit sein würde, dem einstigen Gegner seinen Wunsch zu gewähren. So scheint der gebieterische Wille des Weltherrschers noch aus dem Grabe den Menschen Befehle zu erteilen.

Eigentümlich mystisch ist der Schluss der Immermannschen Dichtung. Napoleon soll, dem Juden Ahasverus gleich, so lange über die Erde wandern, bis die Welt das Zeichen, das Gott in ihm setzte, begriffen. Wie Nicander und Lermontov in der Idee des Geheimnisvollen befangen, das sich bis auf den heutigen Tag mit des Korsen Persönlichkeit im allgemeinen Empfinden verknüpft, wagt der Dichter nicht wie Grillparzer den Versuch, das Rätsel zu lösen, sondern überlässt das der Zukunft.

Offenbar ist Immermann, dessen Stärke die Lyrik nicht war, mit dem Gelingen seiner Arbeit nicht recht zufrieden gewesen. Mehrfach hat er noch in späteren Jahren an dem Stoffe geformt und gearbeitet. Das zeigen die gleichfalls „Das Grab auf St. Helena" überschriebenen „Fragmente" seiner zweiten Sammlung (1828) oder „Fragmente aus Fragmenten", wie er sie bei der Zusammenstellung seiner Gedichte für den ersten Band der „Schriften" (1835) genannt hat[1]). Diese Bruchstücke sind vier an der Zahl. Das dritte und vierte spinnen den Gedanken der Bestattung in Frankreich weiter. Hier hat der Dichter wie Lebrun die sympathische Gestalt des Königs von Rom eingeführt, mit dessen jammervollem Schicksal er sich noch in einem besonderen Cyklus, „Wiege und Traum"[2]), beschäftigte. Von seinem Sohne wünscht der Tote zu den geliebten Gestaden Frankreichs heimgeholt zu werden. Wenn übrigens der Satiriker Immermann in einem angehängten Schlusswort hinzufügt:

Du würdest heut im Pantheon geborgen,
Und in die Seine würfen sie dich morgen,

so ist diese später auch von Heine wiederholte Prophezeiung trotz aller Wechsel der Geschicke Frankreichs bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen, und selbst die Vandalen, die 1871 die Ehrensäule des volkstümlichsten Kaisers zerschlugen, der Heldenasche im Dom der Invaliden haben sie geschont.

Immermanns Grabgedichte aber sind noch in anderer Richtung beachtenswert. Im ersten und zweiten der genannten Bruchstücke (in der späteren Form) zieht unser Autor eine Parallele zwischen Napoleon und Kaiser Rotbart:

[1]) Schriften, I, 440 ff.
[2]) A. a. O., 452 ff.

Der Kaiser Friedrich Rotbart
Sitzt tief in des Berges Kluft;
Hoch liegt auf nacktem Meerfels
Der Kaiser Napoleon.

Ein berechtigter und naheliegender Gedanke. Denn nicht nur hat eine Schicksalsähnlichkeit, Tod und Grab auf fremder Erde, die beiden Kriegsfürsten verbunden. Wir hörten, dass auch der Glaube des Thüringer Volkes den mächtigen Frankenkaiser geradezu neben den Grössten der Staufer in die Rotsandsteinfelsen des Kyffhäusers versetzte.

Liefert diese Nebeneinanderstellung einen neuen Beweis dafür, wie fein der Schöpfer des reizenden Oberhofidylls in der Volksseele zu lesen verstand, so ist in noch höherem Grade das romantisch-phantastische Element beachtenswert, das hierin und überhaupt in der Immermannschen Behandlung der klassischen Cäsarenfigur hervortritt. Das Romantisch-Phantastische, zu dem der eigentümliche Ausgang des grossen Lebens an sich auffordern mochte, tritt in der deutschen Napoleonpoesie bei weitem stärker hervor als in den stoffverwandten englisch-französischen Dichtungen.

Schon 1819 hatte Heine in seinen „Grenadieren“ die Gestalt des Kaisers in Rembrandtschem Helldunkel gezeichnet:

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen.

Dieses Traumhaft-Visionäre hat in den Zedlitzschen Dichtungen seinen Höhepunkt erreicht. Jedermann kennt „die Nächtliche Heerschau“, die Raffets berühmte Zeichnung meisterlich ins Gebiet der bildenden Kunst übertragen hat. Doch gehört sie nicht eigentlich zu dem hier behandelten Stoffkreise. Näher stehen diesem die freilich erst mehrere Jahre nach Napoleons Tode gedichteten Strophen in den „Totenkränzen“[1]) und das in den 1832 erschienenen „Gedichten“ enthaltene „Geisterschiff“[2]). Sie mögen die Reihe der poetischen Napoleonnekrologe beschliessen.

Die zuerst erwähnte Kanzone zeigt schon in ihrer Einkleidung die Ähnlichkeit mit Immermann. Von einem Geiste lässt sich der Dichter, der auch die Gräber Wallensteins, Petrarcas, Byrons, Tassos, aller derer besucht, „die sich opfernd ihrer Zeit zum Dienste stellen“, auf nächtlicher Fahrt nach dem Felsenkolosse

1) Die „Totenkränze“ erschienen zuerst im Jahre 1827 zu Wien bei Wallishausser, in zweiter vermehrter Auflage daselbst 1831. Auf diese zweite Ausgabe beziehen sich die Citate.

2) „Das Geisterschiff“ steht in den „Gedichten“, 1832, 81 ff.

St. Helena entführen. Das Schauerliche waltet hier vor, wie in dem zuerst besprochenen der Immermannschen Gedichte. Hoch auf dem Felsen steht des Kaisers Sarg, nur ein vom Blitze halb zerschmetterter Lorbeer daneben; Scepter, Hermelin und zerbrochene Kronen liegen umher: ein bekanntes Bild von Horace Vernet hat für die Scenerie vorgeschwebt. Die furchtbare Einsamkeit des Grabes, die Nichtigkeit der irdischen Grösse und verschiedenes andere, was in den „Totenkränzen" nachgelesen werden kann, ist uns schon von Delavigne, Lebrun und Byron her geläufig. Neu erscheint bei Zedlitz, neben dem bereits erwähnten Versuche, das grosse Leben, das hier geendet, zu deuten:

Ein Wetter — sprach ich — dass die Welt sich reine,
Ward er vom ew'gen Throne hergesendet,

ein scharfer Protest gegen die Schmähredner und Karikaturenmaler, der die ganze 29. Strophe ausfüllt:

Weil mich die Welt an dieses Toten Stätte
Anekelt, die erbärmliche, gemeine!
Denn wie Gewürm ist sie vor ihm gekrochen,
Als er noch lebte in des Glückes Scheine!
Da, um die reichen Schätze Perus hätte
Kein Mund ein lautes Wörtlein nur gesprochen;
Doch nun sein Glanz gebrochen,
Nun drängen sie hervor sich um die Wette
Und speien Hohn und Schmach aus auf die Manen
Des alten, hingeschmetterten Titanen,
Sie, die zum Prunk getragen seine Kette! —
Ihn hassen war erlaubt, ohnmächt'ge Rotte,
Doch viel zu hoch gestellt war er dem Spotte.

Der Schütze macht kein Hehl daraus, wohin der abgesandte Pfeil gerichtet ist. „Man braucht hier wohl kaum noch an den Wust von Karikaturen und Schmähschriften zu erinnern," heisst es in den Anmerkungen, „ebenso gemein in der Gesinnung als unerspriesslich für die Zeitgeschichte. Es giebt Erscheinungen in der moralischen wie in der physischen Welt, die ihrer Furchtbarkeit wegen kaum ohne Frevel zu einem Gegenstande des Spottes gemacht werden können, von welchem Standpunkte aus sie auch immer betrachtet werden. Eine solche Erscheinung war Napoleon!"[1])

[1]) Totenkränze, S. 137.

So sprach ein Veteran von Aspern und Wagram:
In Waffen bin ich gegen ihn gestanden,
Drum mocht' ich ihn nicht schmähn, als er in Banden![1])

So sprach mit dem anerkennenswerten Freimute Grillparzers auch einer der glänzendsten Kavaliere des Wiener Hofes. Vielleicht gehörte noch mehr dazu, in der Umgebung des als Quasigefangener in der Hofburg gehaltenen Herzogs von Reichstadt, des einstmaligen Königs von Rom, das „Geisterschiff" zu ersinnen, die merkwürdige Dichtung, die, nach der litterarischen Seite hin den reinsten Typus unheimlicher Gespensterromantik in der Napoleonpoesie darstellt:

---

[1]) Diese ritterliche Gesinnung hat dem unglücklichen Zedlitz den ganzen Zorn Heinrich von Treitschkes auf den Hals geladen. „Nur die vollendete Charakter- und Gedankenlosigkeit der Männer des Wiener Hofes," sagt Treitschke in „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus" (Hist. u. pol. Aufs., 4 A., III, 153), „erklärt das Rätsel, dass zu dem radikalen Dichter (Heine) sich als zweiter Herr von Zedlitz gesellte; der allbereite Lobredner des Fürsten Metternich wand dem Korsen Totenkränze und überbot noch den Götzendienst der Franzosen". Wieder einer der zahlreichen Irrtümer des im Detail wie so oft recht ungenauen Berliner Historiographen. Von einem „Götzendienst" kann bei Zedlitz gar keine Rede sein. Dieser fasst, wie wir sahen, gleich Grillparzer den Beruf des Korsen als den eines von Gott gesandten Gewitters auf. Napoleon aber hat sein Amt überschritten und ist dafür der schrecklichsten Strafe verfallen (Str. 31, S. 33):

Denn was ist wert, noch Mitleid zu gewinnen,
Wert, dass ihm Thränen rinnen,
Ist's nicht der Blick auf jene, die gesunken
Dem Arm der Rachegötter, weil, vermessen,
Sie der gemeinen Sterblichkeit vergessen,
Vom Übermute eigner Grösse trunken?

Mit dieser Tragik empfindet der Dichter Mitgefühl:

Doch rufst du Hohn nicht über ihn, nein, Frieden.

(Str. 28, S. 30.)

Wo ist da der Götzendienst? — Und auch der „allbereite Lobredner des Fürsten Metternich" erscheint an dieser Stelle so unpassend wie möglich. Zedlitz, der damals nicht im Staatsdienste war, neigte trotz seiner konservativen Gesinnung und kavaliermässigen Allüren der Opposition zu (vergl. Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten, 265, E. v. Mor-Sunnegg, „J. Chr. Frhr. v. Zedlitz über König Ludwig von Bayern. 2 ungedruckte Sendschreiben", Beilage z. Allg. Zeitg., 1890, Nr. 141/42 (Beil. Nr. 118/19) und war empört über das österreichische Pfaffen- und Spitzeltum (Jahresber. f. Neuere deutsche Litteraturgeschichte, I, 1890, S. 66 [IV, 2]). Ein kleiner, aber, wie ich denke, charakteristischer Beitrag zur Beleuchtung der Zuverlässigkeit des Berliner Geschichtschreibers.

Es rauschen die Winde, die Nebel ziehn,
Der Himmel ist sternenleer;
Hoch über den schäumenden Wogen hin
Durchschwebt ein Segel das Meer.
Das Schiff ist, gesteuert von Geisterhand,
In unaufhaltsamem Lauf,
Ihm schadet kein Sturm, kein Klippenstrand,
Kein Lebender weilet drauf! —

Vorn am Bugspriet, ein Lohengrin der Nacht, ein fliegender Holländer, steht der Kaiser:

Des Königs Schemen allein nur steht
Und spähet hinaus in die Nacht.
Und sein Busen fliegt, und sein Atem weht,
Und das Feuer des Blicks ist erwacht.
Das Schiff legt an am bekannten Strand,
Und er streckt seine Arme entzückt,
Es jauchzt seine Seele: es ist sein Land,
Sein Land ist's, das er erblickt!

Er steigt aus dem Schiffe und sucht seinen Thron. Der ist zerschellt. Er sucht den Erben seines Reiches; der ist verschwunden, und dem Sohne ist nicht einmal der Name geblieben. Die Politik der heiligen Allianz hatte den jungen Napoleon aus einem Könige von Rom zu einem winzigen Herzog von Reichstadt umgetauft.

„Wo bist du" — so ruft er — „o Kind, das schon
In der Wiege mit Kronen gespielt?
Die Tage des Glücks, sie sind entflohn,
Als im Vaterarm ich dich hielt!
Meiner Liebe Weib, meines Herzens Sohn! —
Dahin mein ganzes Geschlecht!
Der Knecht war, sitzt auf des Königs Thron,
Und der König ist wieder Knecht!" —

Mit Zedlitz' „Geisterschiff", das im Jahre 1832 erschien, sind wir schon etwas aus dem Rahmen dieser Studie herausgetreten, die Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung zeigen sollte. Doch war der Gedanke verführerisch, mit diesem stimmungsreichen Nachtbilde zu schliessen[1]).

[1]) Zedlitz blieb nicht ohne Nachfolger. Wenigstens scheint mir Ed. Fincks in ähnlichem Kolorit gehaltene Ballade „Die mitternächt'ge

Beschluss.

Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Blick aus der Vogelperspektive auf die besprochene Litteratur, besonders die poetische. Den Wahnwitz einiger damaligen Fanatiker, der Tod Napoleons habe nur geringen Eindruck gemacht, wird sie widerlegt haben. Zu deutlich haben die Stimmen aus Norden und Süden gesprochen. Was die Zahl und den Wert der abgegebenen Urteile anbetrifft, so komme ich zu einem ähnlichen Ergebnis wie am Schluss meines „Ersten Konsuls". Die anerkennenden Urteile überwiegen, wobei die aus dem Munde ehemaliger Feinde stammenden mit Recht als doppelt schwerwiegend eingeschätzt werden dürfen. Was die Qualität der Urteile angeht, so wird man ja mit denen unbedingter Bewunderer wie Gegner — von beiden sollen im Anhange noch ein paar Muster angeführt werden — bald im Reinen sein. Wichtiger sind die ernst abwägenden der in der Mitte Stehenden. Von ganz besonderem Interesse die, welche aus liberalen Kreisen stammen. Dass die Liberalen in Napoleon quand même den Exekutor der Revolution verehren, zu dem die meisten auch von dem Magnetismus der grossen Persönlichkeit hingezogen werden, ist begreiflich. Dass es ihnen unbequem, vielen sogar furchtbar sauer wird, sich mit dem Kaiser abzufinden, mit dem auf der Sonnenhöhe des Lebens stehenden Kaiser von 1810, und dass sie daher dem von Elba Zurückgekehrten, noch lieber dem Gefangenen von St. Helena ihre Sympathien zuwenden, wird man auch erklärlich finden. Aber eins vermisst man. Keiner der Poeten hat resolut die Frage aufgeworfen: „Musste nicht dieser gewaltige — und warum nicht das Wort Nietzsches gebrauchen? — dieser Übermensch zur Schöpfung einer neuen sozialen Ordnung durch das Medium des Despotismus und der rücksichtslosen Kriege schreiten, ganz abgesehen davon, dass ihm diese letzteren, wie wir heute wissen, durch die Beherrscherin des Meeres, Albion, aufgedrungen waren?" Die Frage hat niemand zu stellen gewagt, und man hat sich lieber hinter die fromme Phrase von der „Gottesgeissel" als ein bequemes Schirmdach verkrochen. Da ist doch Platens „Besen der Zeit" ein weit zutreffenderes Bild, noch besser vielleicht das moderne Wort Bleibtreus: „Ich

---

Meerfahrt" unter seinem Einfluss zu stehen. Sie führt den Nordlandsrecken Harald an das Hünengrab von St. Helena. (Napoleons-Album, hrsg. von Eduard Brinckmeier, Braunschweig, 1842, 253 ff.)

war der grelle Blitz, der die stickigdumpfe Atmosphäre des faulen, morschen Europa von einem Ende zum anderen durchzuckte ....."

Neben solchen immerhin positiven Urteilen, deren sich manche in den Nekrologen und Totenliedern vorfinden, tritt dann die Enthaltung der Urteilsabgabe gegenüber dem rätselhaften Wesen auf, dem man geschichtlich noch zu nahe zu stehen glaubte und das auch an und für sich etwas Undurchsichtiges, Undurchdringliches zu haben schien. Daher die vernünftigen Verweise gewissenhafter Journalisten auf die Zukunft und die schöne Bescheidung Manzonis.

Während aber dieser Sohn eines lachenden Südens, in dem plastische Gestaltung gedeiht, seinem kaiserlichen Landsmann eine klassische Toga überwirft, haben deutsche Dichter, angezogen von dem geheimen Grauen, das ihnen übermenschliche Grösse, seltenes Schicksal und rätselhaftes Dunkel einflössten, aus ihm einen nordischen Balladenhelden gemacht, dessen Figur in manchen Dichtungen — besonders bei Immermann und Zedlitz — in ossianischen Nebeln zerfliesst. Diese Gestalt hat sich eine Zeit lang in der Litteratur erhalten. Auch dem Napoleon in dem „Siebengestirn" des unglücklichen Ernst Ortlepp hat sie das Kolorit gegeben. Nach und zum Teil noch neben ihr tritt aber bald ein freundlicheres Bild auf, äusserlich der einfache Mann im grauen Oberrock und kleinen Hütchen, seinem Charakter nach ein volks- und menschenfreundlicher Kaiser, mit einer ausgeprägten Sentimentalität. Sie ist Napoleon zwar nicht so fremd gewesen, wie die Anhänger der Eroberungsbestientheorie, die ihm ja jeden humanen Zug absprechen, uns so gern glauben machen möchten; aber in dem ihm von dieser Legende beigelegten Grade kann sie der Mann des eisernen Willens doch schwerlich besessen haben.

Rasch wuchs und rankte die Legende um das Bild des Toten. Jener Mai, in dem der grosse Kaiser auf St. Helena starb, war ein fruchtbarer Keimmonat. In der Menge gemeinsamer Vorstellungen, Bilder und schmückender Beiwörter, wie sie auch die Litteratur der poetischen Nekrologe aufweist, treten, worauf schon hingewiesen ward, die Elemente moderner Mythenbildung entgegen. „Seine ungeheure Geschichte wird ein Mythos", sagt einmal Heine, der selbst schon, halb ohne es zu wissen,

---

[1]) Werke (Elster), 3, 273.

in dieser Mythenwelt mitten inne steht. Auch auf Laube hat sie eingewirkt, während ihr der nüchternere Gutzkow ferner geblieben ist.

Zur Bildung dieses Mythenzaubers scheint mir ein Umstand beigetragen zu haben, der in gewissem Sinn eine Anomalie, fast ein Kuriosum der Litteraturgeschichte genannt zu werden verdient. Die Romantik hat jenen Zauberkreis schaffen helfen, neben der französischen und mehr noch als diese, die deutsche Romantik, deren glühende Vaterlandslieder einst den Thron des klassischen Cäsar hatten erschüttern helfen. Und doch war vielleicht eine Beziehung zwischen Napoleon und der Romantik vorhanden, wenn man an deren frühere Zeiten und ihr Ausgehen von Fichte zurückdenkt, den Ichphilosophen, der nicht mit Unrecht von Heine der Napoleon der Philosophie genannt worden ist.

An dieser Stelle drängt sich ein Gedanke auf, der mit der voraufgegangenen Untersuchung vielleicht nicht gerade in unmittelbarem Zusammenhange steht, den aber die Insel St. Helena zu heutiger Zeit ausserordentlich nahe legt: „Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir abzuwaschen die Schande, die der grosse Tote dir sterbend vermacht hat".

Heines Prophezeiung ist eingetroffen, das Vermächtnis hat Zinsen getragen. Während Lord Rosebery einen Teil von Englands Schuld abzutragen versuchte, indem er die schmachvolle Behandlung des Gefangenen von St. Helena durch seine Landsleute hochherzig einräumte, ist Chamberlain nach Kräften bemüht gewesen, Britannias Schande auf demselben südafrikanischen Boden ins Unermessliche zu steigern. Damals protestirten nur wenige, unter ihnen freilich ein Byron, heute thut es die ganze civilisierte Welt.

Anhang.

I.

Artikel der *Times* Nr. 11290 vom 5. Juli 1821.

(Vorausgeht die Todesnachricht nach dem englischen *Courier* und nach einer anderen Quelle[1]).

Thus terminates in exile and in prison the most extraordinary life yet known to political history. The vicissitudes of such a life, indeed, are the most valuable lessons which history can furnish. Connected with, and founded in the principles of his character, the varieties of fortune which Buonaparte experienced are of a nature to illustrate the most useful maxims of benevolence, patriotism, or discretion. They embrace both extremes of the condition of man in society and therefore address themselves to all ranks of human beings. But Buonaparte was our enemy — our defeated enemy — and as Englishmen we must not tarnish our triumphs over the living warrior, by unmanly injustice towards the dead. The details of his life are notorious, and we omit them. The community of which Buonaparte was in his early days a member, and the military education which he received, may, independently of any original bias of character, have laid the foundation of the greatness to which he attained, and of that

[1]) Der vollständige Abdruck des Originalartikels der *Times* wird dem Leser nicht unwillkommen sein. Gleichzeitig bemerke ich, dass ein oder zwei — übrigens belanglose — Ungenauigkeiten in den meiner obigen Besprechung (S. 25–27) beigegebenen Citaten daher entstanden sind, dass mir der (S. 25 Anmerkung 2) namhaft gemachte Auszug der „Voss. Ztg.", dem eine nicht überall korrekte Übersetzung zu Grunde gelegt ist, früher zugänglich war als das englische Original.

mischievous application of unbridled power, through which he fell very nearly to the level whence he first had started. Nothing could be more corrupt than the morals of military society among the French before the revolution — nothing more selfish or contracted than the views (at all times) of a thorough bred military adventurer. Buonaparte came into active life, with as much (but we have no reason to think a larger share of) lax morality and pure selfishness as others of his age and calling. The public crisis into which he was thrown, gave to profound selfishness the form of insatiable ambition. With talents and enterprise beyond all comparison greater than any against which he had to contend, he overthrew whatever opposed his progress. Thus, ambition in him was more conspicuous than others, only because it was more successful. He became a Sovereign. How, then, was this pupil of a military school prepared to exercise the functions of sovereignty? An officer, as such, has no idea of divided power. His patriotism is simply love of his troops and his profession. He will obey commands — he will issue them — but in both cases those commands are absolute. Talk to him of deliberation, of debate, of freedom of action, of speech, nay of opinion, his feeling is, that the body to which any of these privileges shall be accessible, must fall into confusion and be speedily destroyed. Whatever pretexts may have been resorted to by Buonaparte — whatever Jacobin yells he may have joined in to assist his own advance towards power — every subsequent act of his life assures us that the military prepossessions in which he was educated, became those by which he was influenced as a statesman: and we are well persuaded of his conviction, thas it was impossible for any country, above all for France, to be governed otherwise than by one sole authority — undivided and unlimited. It may, we confess, be no satisfaction to the French, nor any great consolation to the rest of Europe, to know through what means it was, or by what vicious training, that Buonaparte was fitted, nay, predestined almost, to be a scourge and destroyer of the rights of nations, instead of employing a power irresistible, and which in such a cause none would have felt disposed to resist, for the promotion of knowledge, peace, and liberty throughout the world. In hinting at what we conceive to be the fact, however, we are bound by regard

for truth; our business is not to apologize for Buonaparte; but so far as may be done within the brief limits of a newspaper, to analyze and faithfully describe him. The factions also which he was compelled to crush, and whose overthrow obtained for him the gratitude of his country, still threatened a resurrection when the compressing force should be withdrawn. Hence were pretexts furnished on behalf of despotism of which men more enlightened and better constituted than Buonaparte might not soon have discovered the fallacy. Raised to empire at home, his ambition sought for itself fresh aliment; and foreign conquest was at once tempting and easy. Here the natural reflection will obtrude itself — what might not this extraordinary being have effected for the happiness of mankind, and for his own everlasting fame and grandeur, had he used but a moiety of the force or perseverance in generous efforts to relieve the oppressed, which he wasted in rendering himself the monopolist and patron of oppression! But he had left himself no resource. He had extinguished liberty in France, and had no hold upon his subjects but their love of military glory. Conquest therefore succeeded to conquest, until nothing capable of subjugation was left to be subdued. Insolence and rapacity in the victor produced among the enslaved nations, impatience of their misery and a thurst for vengeance. Injustice undermined itself, and Buonaparte, with his unseasoned empire, fell together, the pageant of a day.

His military administration was marked by strict and impartial justice. He had the art, in an eminent degree, of inciting the emulation and gaining the affections of his troops. He was steady and faithful in his friendships, and not vindictive on occasions where it was in his power to be so with impunity.

Of the deceased Emperor's intellectual and characteristic ascendency over men, all the French, and some of other nations besides the French, who had an opportunity of approaching him, can bear witness. He seems to have possessed the talent, not merely of command, but, when he pleased, of conciliation and persuasion. With regard to his religious sentiments, they were perhaps of the same standard as those of other Frenchmen starting into manhood at a time when Infidel writings had so domineered over the popular mind, that revealed religion was become a public laughing-stock;

and in a country where the pure Christian faith was perplexed with subtilties, overloaded by mummeries, and scandalized and discountenanced by a general looseness of morals. Upon the whole, Buonaparte will go down to posterity as a man who, having more good at his disposal than any other potentate of any former age, had actually applied his immense means to the production of a greater share of mischief and misery to his fellow-creatures — one who, on the basis of French liberty, might have founded that of every other state in Europe — but who carried on a series of aggressions against foreign States, to divert the minds of his own subjects from the sense of their domestic slavery; thus imposing on foreign nations a necessity for arming to shake off his yoke, and affording to foreign despots a pretext for following his example.

The sensation produced by the death of Buonaparte will be a good deal confined in this country to its effect as a partial relief to our finances, the expense of his custody at St. Helena being little short of 400000 l. per annum. In France the sentiment will be more deep and complex, and perhaps not altogether easy to define. The practical consequence of such an event may be remotely guessed at by those who have had occasion to watch, in other governments, the difference between a living and an extinct Pretender. A pretext for suspicion and severity in the administration of affairs may be taken away by a Pretender's death; but then a motive to moderation — a terror, now and then salutary, of popular feelings being excited in the Pretender's favour by misgovernment — is at the same time removed from the minds of reigning princes. Buonaparte's son still lives, it is true; but how far he may ever become an object of interest with any great party of the French nation, is a point on which we will not speculate.

II.

Pariser Tageslitteratur von 1821.

Wenn ich meine Leser nun einlade, mit mir den versprochenen Ausflug in das Gebiet der Volks- und Tageslitteratur zu unternehmen, die bei Napoleons Tode in Paris — fast kann man sagen: wie

Unkraut — aus dem Boden schoss, so beabsichtige ich gleichwohl nicht, sie in ein bibliographisches Museum voll sauber etikettierter Zettelkasten zu führen, in denen die verschollenen Kinder einer Eintagspoesie, zeitlich oder alphabetisch geordnet, nebeneinandergereiht sind. Wer sich für dergleichen interessiert, wird nochmals auf den betreffenden Band in der *Bibliographie de la France* verwiesen, wo er die Buchtitel recht schön beisammen findet.

Der mehrfach angezogene Artikel der „Allgem. pol. Annalen" bietet gleichfalls eine stattliche Anzahl von Titeln und gewährt in verständiger Besprechung zugleich einen Einblick in einen wiewohl immerhin geringen Bruchteil dieser schier zahllosen kleinen Schriften. Auch von französischer Seite sind sie — freilich auch von dieser nur bruchstückweise — beleuchtet worden. Es geschah das in einer trotz ihres heutzutage enorm hohen Preises [1]) fast wertlosen Schrift, *De la sensation qu'a faite en France la mort de Buonaparte et des écrits publiés à ce sujet, par M. Thomassy*, Paris, 1821, deren Verfasser ausser einigen dürftigen Notizen und spärlichen Citaten nur eine in landläufigem Royalistenstil abgefasste Polemik gegen den „Genserich-Buonaparte" und dessen Verehrer bietet, ferner in dem schon erheblich besseren Werkchen eines alten Offiziers [2]) *A la Mémoire du héros malheureux, ou Analyse raisonnée des principales brochures qui ont paru depuis la mort de Napoléon*, das weit genauer auf den Inhalt der erschienenen Litteratur, freilich vorzugsweise der prosaischen, eingeht, endlich in einer (mir leider unzugänglichen) *Revue des brochures sur Napoléon* von Constant Taillard, der in der beurteilten Litteratur selbst durch eine *Oraison funèbre* vertreten ist [3]).

[1]) Ich musste für das 32 Seiten zählende armselige Schriftchen dem als Sammler von angeblich ungefähr 10.000 Napoleon betreffenden Büchern und Broschüren bekannten Pariser Antiquar Lehec zehn Franken zahlen.

[2]) Der Verfasser ist (gezeichnet A. G....n) zweifellos der S. 83 dieses Buches genannte Alexander Goujon, Verfasser der *Pensée d'un soldat sur la sépulture de Napoléon.*

[3]) Solcher Leichenreden sind mehrere erschienen. Eine derselben (u. d. T. *Eloge funèbre de Napoléon, prononcé sur sa tombe*) wurde dem General Bertrand in den Mund gelegt. Parodisch: *Oraison funèbre de Napoléon Bonaparte, où l'on trouve établi, d'après* le Moniteur, *ce que les vertus du ci-devant empereur ont coûté d'hommes et d'argent à la France; suivi du testament dudit N. Bonaparte: le tout recueilli par un conscrit jambe de bois.* Paris (2 Auflagen).

Schon beim ersten Durchblättern des 1821er Jahrgangs der *Bibliographie de la France* eröffnet sich der Blick in einen schier unübersehbaren Urwald von Schriften über den soeben verstorbenen Bonaparte. Berichte über Krankheit und Gefangenschaft — z. B. die gleichzeitig auch in Mainz erschienenen *Documens pour servir à l'histoire de la captivité de Napoléon Bonaparte à Sainte-Hélène*, eine *Relation de la maladie et de la mort de Napoléon Bonaparte* u. a. — wechseln mit historischen und chronologischen Arbeiten über sein Leben, z. B. *Bonaparte ou l'Homme du destin, Tablettes historiques et chronologiques* etc. und *Calendrier Napoléon*. Auch erscheinen Würdigungen seines Charakters und seiner Thaten, vom panegyrisch verhimmelnden Elogium eines unbedingten Verehrers wie des Schreibers von *Le Coucher du soleil du 5 mai 1821* durch die ganze Skala des Anschauungs- und Empfindungsvermögens hindurch bis zu den rohesten Libellen fanatischer Ultras, wie der *Apothéose de Napoléon Bonaparte, ou Signalement de l'Antichrist* und dem *L'Éloge des éloges*, dem ein würdiges Motto *Morta la bestia, morto il veneno* mit auf den Weg gegeben war [1]).

Daneben wird Altes wieder aufgewärmt oder mit neuem Gewande umkleidet. So erscheint eine Ausgabe der damals halbvergessenen Jugendschrift des ehemaligen Leutnants von Valence, des *Souper de Beaucaire* [2]), Gourgaud giebt das *Manuscrit de Sainte-Hélène* wieder heraus, freilich mit der wertvollen Zugabe der handschriftlichen Randbemerkungen des Kaisers; eine alte Schrift von 1814, J. A. Jourdains *Rêve de Buonaparte*, wird unter neuem Titel als *Arrivée de Bonaparte aux enfers* wieder in den Handel gebracht. Die Spekulation ist so grob, dass man nur die ersten und die letzten Blätter der Broschüre ändert, während das übrige nicht einmal neu gedruckt wird.

Auch ein Schriftchen *Bonaparte et Fontanes* war im Grunde nichts als ein Extrakt aus alten Nummern des *Moniteur*, in denen der Byzantinismus des genannten französischen Dichters und Senatsmitgliedes den Konsul und Kaiser in dicke Weihrauchwolken gehüllt hatte [3]). Doch mochte es pikant sein, den

---

1) Eine kurze, kräftige Apologie bietet hingegen die Broschüre: *L'homme au petit chapeau.*

2) Im Vorübergehen mag bemerkt werden, dass in dem Sterbejahre auch der Druck der ersten Ausgabe von Napoleons „Werken" in der berühmten Panckouckeschen Offizin in Paris in Angriff genommen wurde.

3) Vergl. (Goujon) *A la Mémoire du héros malheureux*, 24.

inzwischen verstorbenen Prachtodendichter in der Unterwelt die nämlichen Worte wiederholen zu hören, die er an den siegreichen Imperator gerichtet und bei der Restauration feierlich widerrufen hatte.

Die Bekenntnisse des seligen Fontanes im Tartarus führen bequem zu der Litteratur der „Totengespräche" hinüber, einer schon der poetischen Darstellung verwandten Spielart der politischen Satire, die im achtzehnten Jahrhundert geblüht hatte und sich in ihren Ausläufern bis tief ins neunzehnte hinein erhalten hat. Auch Bonaparte, der so lange die Welt in Bewegung gesetzt, hat nach dem Abschluss seiner Erdenlaufbahn noch geraume Zeit im Reiche der Schatten seine Rolle fortgespielt. Ein nicht ganz übles Werkchen dieses Genres ist *Napoléon aux Champs-Elysées, nouveau dialogue des morts, par un vieux soldat*, worin ihm — das versteht sich — die Helden der Vorzeit von Cäsar bis Friedrich den ersten Platz zuerkennen. Etwas Ähnliches scheinen auch die *Nouvelles de l'autre monde* gewesen zu sein, die in der Sammelkritik der „Allgem. politischen Annalen" gelobt werden [1]). Wieder eine andere Flugschrift dieser Art, *Bonaparte devant Minos, Eaque et Rhadamanthe*, lässt den grossen Krieger vor den gestrengen Richtern der Unterwelt erscheinen, während eine gereimte *Apothéose*, deren Verfasser mit den Buchstaben M. B. gezeichnet hat, ihn zu den seligen Göttern des Olympos führt:

L'Olympe s'ouvre, et les dieux assemblés
Vont décider du sort de cet autre Alexandre.
Au récit de Clio les juges sont troublés,
Elle a dit, et pourtant on veut encore l'entendre.
Jupiter a d'un mot entraîné les avis:
Du héros qui n'est plus, il a fixé la place;
Les ordres tout donnés, ils vont être suivis . . . .
Et le guerrier bientôt aura franchi l'espace:
Les Champs Elysées sont libres devant lui.
De l'époux de Rhéa, sollicitant l'appui,
Pour la première fois il éprouva la crainte;
Mais . . . . c'était une erreur . . . la haine était éteinte.

[1]) Auch in den Totengesprächen der deutschen Litteratur spielt der verstorbene Kaiser eine merkwürdige Rolle. Nach dem Selbstmord des englischen Ministers Castlereagh (1822) kam in München eine Flugschrift heraus: „Buonaparte und Londonderry. Ein Gespräch im Reiche der Todten," eine nicht ohne Geist geschriebene Abhandlung, was unter dieser Litteratur angenehm überrascht. Die beiden Gegner entwickeln das konservative und das „umstürzende" Prinzip. — Als eine tolle Ausgeburt der Phantasie aber präsentiert sich das wunderliche Buch „Ge-

Und wieder drängen sich wie in dem *Napoléon aux Champs-Elysées* die Helden der Vergangenheit um ihren neuen Bruder:

Charlemagne, Henri quatre approchent le guerrier,
Le vaillant Frédéric lui présente un laurier;
Louis Quatorze est auprès du vainqueur de Bovine[1]*):*
Il court à son tour au Vainqueur du Germain,
Et lui tendant la main,
Il ne s'informe pas quelle est son origine.

Ein feiner Stich, dieser Endzeile, gegen die Ultras und die Emigranten, die, wie wir sahen, den Abschluss des Heldenlebens am liebsten mit Stillschweigen übergangen hätten und, da dies nicht wohl anging, in Schmähungen ausbrachen, ohne damit die erwünschte Wirkung zu erzielen. Letzteres trat besonders zu Tage, als ein infames Libell, die *Confession de Bonaparte*, von der Pariser Polizei künstlich verbreitet wurde, aber alsbald einer verdienten Verachtung anheimfiel[2]).

Natürlich war dieses „Bekenntnis" eine Fälschung groben Kalibers gewesen, an denen die Zeit überhaupt nicht arm war und zu deren Verfertigung besonders der überall besprochene Hintritt des merkwürdigsten Mannes der Welt anreizte, wovon wir uns schon früher bei der Erwähnung des pseudobyronischen Dithyrambus überzeugen konnten[3]). Es liessen sich noch manche

heime Papiere des Teufels," 2 Teile, Stuttgart, Gebr. Franckh, 1828. Der erste Teil führt auch den Sondertitel: „Napoleon in der andern Welt. Eine Erzählung, von ihm selbst geschrieben und bei seinem Grabhügel gefunden auf der Insel St. Helena. Von Xongo-Tee-Foh-Tehi, Mandarin d. III. Kl. Aus dem Englischen." Neben geistreichen Bemerkungen enthält diese Satire eine Menge konfuses Zeug. (Ex.: Königl. Bibl. Berlin.)

[1]) Philipp II. August, der durch den bekannten Sieg bei dem Dorfe B., am 27. Juli 1214, die Macht Ottos IV. brach.

[2]) Vergl. (Goujon) *A la Mémoire du héros malheureux*, 6. — Gegen die *Confession* richtete sich die edlen Zorn atmende *Lettre à M. Mounier, directeur général de la police, sur la mort de Napoléon*, deren Verfasser, der von der Restauration unaufhörlich verfolgte und misshandelte Brigadegeneral Berton, ein Veteran von Waterloo, im folgenden Jahre wegen der Verschwörung von Saumur das Blutgerüst besteigen musste.

[3]) Vergl. Anmerkung 1 zu S. 54. Nachträglich mag übrigens bemerkt werden, dass die dort gleichfalls genannte Schrift *Encore une victime* nach dem in der *Bibliographie de la France* angegebenen Titel nicht Byron, sondern der Schriftstellerin Lady Morgan zugeschrieben wird. Die gegenteilige, jedenfalls irrtümliche Angabe hatte ich einem Katalog des genannten Pariser Antiquars und Sammlers Lehec entnommen.

andere Beispiele dafür bringen, doch will ich mich auf eins beschränken, das insofern sonderbar ist, als es den Meister der kriegerischen Prosa Bonaparte zum Lyriker stempelt. Wie man ihm später in Deutschland Novellen zuschrieb, die in Wirklichkeit von einem Modeschriftsteller H. E. R. Belani[1]) herstammten, so erschien im August 1821 in Paris eine *Bataille de Waterloo*, die von dem Gefangenen auf St. Helena gedichtet und durch einen seiner Leidensgefährten von London nach der französischen Hauptstadt geschickt sein sollte[2]). Zur Probe eine Stelle, die zeigen mag, dass der Pseudonapoleon, dessen langes Opus nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen reissenden Absatz fand, wenn er auch gerade kein Dichtertalent besass, doch immerhin Verse zu machen wusste:

France! l'aigle est-il mort? . . . La victoire abusée,
Aux drapeaux ennemis s'est-elle un jour fixée?
Et ne sommes-nous plus ces guerriers valeureux
Qui du monde étonné conquérans généreux,
Ont fait briller partout leur épée indomptable,
L'éclat de leurs lauriers, leur gloire impérissable? . . .

Mit Pathos geschrieben, klingt das Lied von des Kaisers letzter, unglücklicher Schlacht in einen Wutschrei aus gegen die Könige von Europa und die Engländer, die so viel Leiden auf das Haupt des einstigen Weltherrschers gehäuft haben:

Rois de l'Europe! et vous Anglais trop odieux,
Vous avez rassemblé tous les maux sur ma tête . . .
Tremblez! Peut-être un jour, frappés de la tempête,
Vous porterez envie à mon sort malheureux!

Überhaupt ist der Zorn gegen die Engländer, die den Mann des Unglücks zu Tode gequält, ein typisches Merkmal dieser Volks- und Tageslitteratur, zumal der poetischen, der zahlreichen Oden und Stanzen, die zum Preise des Kaisers gesungen werden, der Romanzen und Elegien, die seinem Elende nachweinen. Noch masshaltend ist der Schluss der *Nuit de Sainte-Hélène*, einer (in Prosa geschriebenen) Heroide, die wieder den

---

[1]) Pseudonym für Karl Ludwig Häberlin, den Sohn des berühmten Staatsrechtslehrers. „Napoleons" Novellen erschienen in zwei Bänden 1827.

[2]) Der vollständige Titel lautet: *La Bataille de Waterloo. Poëme, par Napoléon, envoyé de Londres par l'un des Français qui ont accompagné le prisonnier de Sainte-Hélène jusqu'à sa mort.* A Paris, chez Ch. Painparré. — Der Buchhändler Painparré hat eine grössere Anzahl hierhergehöriger Schriften verlegt.

UNIV. OF CALIFORNIA

unermüdlichen Alexandre Barginet von Grenoble zum Verfasser hat: *Si quelque chose pouvait légitimer davantage les regrets . . ., c' est surtout l'inutile rigueur qu'on déploya contre ce grand homme. Puisse un jour la voix éloquente et libre d' un nouveau Tacite accuser les Séjans modernes au tribunal des nations*[1]).

Wenn der Liberale Barginet sich mit dem bescheidenen Wunsche nach einem Geschichtschreiber der Zukunft begnügt, der die „neuen Sejane" vor das Tribunal der Nationen laden soll, so haben andere weit schärfere Accente gefunden. Die „ewige Schande" (*honte éternelle*), die der pseudobyronische Dithyrambus über England aussprach, hat auch Crébassol, der Dichter einer der verschiedenen „Oden auf den Tod Napoleons"[2]) über das Land der Briten herabgewünscht:

Sois a jamais couvert d'une honte éternelle,
Peuple anglais, qui trahis sur ton sol infidèle
Un guerrier malheureux.

Noch andere fordern geradezu zur Rache auf, und der Dichter einer zweiten *Ode sur la mort de Napoléon*[3]) sieht in kühner Vision den Stern des Korsen der französischen Flotte bei einer Landung an den Kreidefelsen der grossbritannischen Küste voranleuchten:

Ton astre propice à la France
Contre l'Anglais vaincu guidera nos vaisseaux,
Lorsque viendra le jour de prendre la vengeance
De nos affronts et de nos maux.

Begreiflich, dass diese Poeten, die weit weniger Anspruch auf Salonfähigkeit erheben als die vornehmeren Geister des Parnasses, aber den ungeschminkteren Ausdruck volkstümlichen Em-

---

[1]) *La Nuit de Sainte-Hélène; héroide sur le tombeau de Napoléon-le-Grand.* Par Alexandre Barginet (de Grenoble), Paris. Das Citat daselbst S. 19.

[2]) Es erschienen im Todesjahre nicht weniger als vier Oden unter obigem Titel. Die im Text angezogene ist von Auguste Crébassol, einem Liberalen, der auch *Stances sur la liberté de la presse* (Paris, 1827) geschrieben hat. Eine zweite (*Ode sur la mort de Napoléon* Bonaparte) hat einen „französischen Offizier" zum Verfasser, eine dritte, in der lithographischen Anstalt von Engelmann gedruckte, ist ohne jede Bezeichnung des Autors, die vierte ist J. H. gezeichnet und stammt von einem Halbsoldoffizier, der sich zugleich als Mitglied der Ehrenlegion bekennt. Am gelungensten ist meines Erachtens die Ode Nr. 3, die noch mehrfach citiert werden wird.

[3]) Die bei Engelmann erschienene Ode ist gemeint.

VINU AMAOHLIAO

pfindens vor jenen voraus haben, sich derber und kräftiger äussern als der Weltmann Lebrun, mit dem sie sich gleichwohl im Gedanken öfter berühren. *Tout soupçon nous devient légitime,* sagt C. Josselin, auch ein Dichter unserer Gruppe [1]). Das gemahnt an den „vergifteten Britannicus". *Vils assassins!* ruft ein Ungenannter, der unter dem Titel *Mort prématurée d' un grand homme* ein kurzes packendes fünfstrophiges Gedicht niederschrieb, dem er das Taciteische *Flebunt Germanicum etiam ignoti* als Motto voransetzte und das in der Beschuldigung des Kaisermordes an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Auch eine Flugschrift *Accusations contre les meurtriers de Bonaparte* hatte den schlimmen Vorwurf zu ihrem Thema gewählt, und ein biederer alter Militärarzt von der „Grossen Armee" liess es sich nicht ausreden, dass die Löcher, die der grausige Krebs in die Magenwände seines Kaisers gefressen, durch eingeführte Gifte entstanden seien [2]).

Am schärfsten hat A. Dreuille die Engländer angepackt, auch ein liberaler Publizist wie Crébassol, der 1822 gegen das Dunkelmännertum der Reaktion in einer grimmigen Satire zu Felde zog [3]). Dreuille hat das schwere Geschütz einer vierzehnstrophigen Ode [4]) gegen Albions Küsten aufgefahren. Wenn auch nicht verhehlt werden darf, dass seine Aufstellung einen angreifbaren Punkt hatte, den gemeinplätzigen Vorwurf nämlich, dass England durch die Abführung Napoleons nach St. Helena das Recht der Gastfreundschaft verletzt habe, so waren doch andere Stellen seiner Ode um so besser, und die beissende Ironie der rhetorischen Frage:

Était-ce bien à vous à le nommer tyran,
Vous qui de l'Amazone aux rives de Golconde
Voulez que votre joug asservisse le monde?

hätte ebensowohl im Jahre 1901 ausgesprochen werden können wie 1821.

---

1) *Stances sur la mort de Napoléon.* Auch unter diesem Titel giebt es zwei verschiedene Dichtungen über die vielbesungene Katastrophe. Die andere stammt von einem Herrn Senemaud.

2) *Réflexions sur la mort de Napoléon, suivies de quelques considérations sur l'empoisonnement par les substances introduites dans l'estomac.* Par un chirurgien de la vieille armée. Paris.

3) *Guerre aux ténèbres. Voltaire attaqué par M. Clopineau de Saint-Obscur, chevalier de l'ordre de l'éteignoir, et de l'écrivisse réunis, défendu par M. Léclair, soldat dans la grande armée de l'empire des lumières.* Dialogue. Paris, 1822.

4) *Ode aux Anglais sur la persécution faite à Napoléon dans l'île Sainte-Hélène.* Par A. Dreuille.

Nicht weniger schlecht als Napoleons Kerkermeister, die Briten, kommen in dieser manchmal etwas drastischen Poesie die Könige weg, die des Kaisers Fesseln geschmiedet. Besonders stark wird dabei der Gedanke ausgebeutet, dass Napoleon, dieser Mächtige:

Un moment dans tes mains, de l'empire du monde
Dieu déposa le poids,

jene Kleinen einst in seiner Gewalt gehabt habe und diese dafür an dem gestürzten Titanen eine unritterliche Rache genommen hätten [1]). *A ton gré, tu créais, tu défaisais les rois*, sagt Josselin, und *le maître de vingt rois* wird der Kaiser von Dreuille genannt.

Wieder trifft wie in Bérangers Versen bitterer Hohn die Potentaten wegen ihrer noch immerwährenden Furcht vor dem gefesselten Riesen. *Rois, sommeillez en paix*, ruft daher einer unserer Poeten bei dem endlichen Tode des Kaisers. Und Senemaud sagt in seinen „Stanzen" von den Toten des grossen Heeres:

Et ces illustres morts, vivant sur la colonne,
Rois, voyez-les sans peur, glacés par le trépas.

Greifbarer, plastischer noch dürfte diesen Gedanken ein Herr de Montauban geformt haben, der den Schliesser Hudson Lowe, der sonst in dieser ganzen Poesie auffallend hinter den Kulissen verschwindet, mit seiner Spür- und Spähernase ruhelos um die Hütte des Sterbenden wandern lässt:

Bertrand qui dans ses bras, muet, soupire et pleure,
Du héros en silence attend la dernière heure,
Et contraint ses douleurs pour l'entendre parler.
L'envoyé d'Albion, que l'attente dévore,
Vient savoir si les rois doivent trembler encore:
Il approche . . . Les rois n'avaient plus à trembler [2]).

Ja, die uns bekannten Verhältnisse der Reaktionszeit hatten es mit sich gebracht, dass man fast ohne Gefahr, ein Lächeln zu ernten, bei dem Tode des Autokraten sagen durfte:

---

[1]) Wer dächte nicht an die „Liliputaner" Heines (Reisebilder, IV, Werke, Elster, 3, 453—454), die den gefangenen Gulliver zwicken und quälen!

[2]) *Les Funérailles de Napoléon.* Ode précédée de son éloge. P. D... 1821. Die Ode ist B. L. de Montauban gezeichnet. Das voraufgehende *éloge* ist vielmehr eine verständige Abwägung der guten und der tadelnswerten Seiten des napoleonischen Regimentes.

Que les sceptres tremblans tant que duraient ses jours,
D'un despotisme ouvert suivent enfin le cours,
Et, des peuples vendus à la force des armes,
Recueillent, sans pâlir, les sueurs et les larmes[1]).

Dieser glühende Hass gegen die Könige der heiligen Allianz, der sich unter den vornehmeren Dichtern nur bei Béranger und auch bei diesem durch den Grazienschleier wahrer Poesie gemildert wiederfindet, hatte neben der Erbitterung über die endliche Niederlage nach so unvergleichlichen Siegen

Ont-ils donc oublié vingt-cinq ans de conquêtes?

noch einen anderen immerhin nicht unberechtigten Grund, den aber gewisse Historiker mit Stillschweigen zu übergehen oder mit einigen wohlfeilen Redensarten zu überhüpfen pflegen. Ein schweres Verbrechen war zweimal an Frankreich verübt worden, als 1814 und 1815 die fremden Mächte, nach glücklichem äusseren Kriege in die inneren Verhältnisse des Landes eingreifend, dem ehrgeizigsten, empfindlichsten und reizbarsten Volke Europas eine widerwärtige und verachtete Dynastie wiederaufzwangen. Diese gichtischen Bourbonengreise, die der Hilfe von dreizehn Edelleuten bedurften, um sich frühmorgens beim Lever ein Hemd anzuziehen, sie waren eine lebendige Illustration der Thatsache, dass die verbündeten Souveräne in dem blitzschnellen Adler nicht nur den welterobernden Cäsar, sondern dass sie in dem Revolutionsexekutor die Prinzipien von 1789 bekämpft hatten. Zu verwundern ist es daher gerade nicht, wenn die französische Opposition sich sehr bald daran gewöhnte, die grossen Kriege neben der nationalen Seite als einen Ringkampf des Obskurantismus gegen den Geist des Jahrhunderts und des Fortschritts anzusehen[2]), der nach ihrer Ansicht erst in der heissen Julischlacht von 1830 die ihm angelegten Fesseln wieder zersprengte.

Hieraus und aus anderen Gründen wird erklärlich, dass Napoleon in manchen dieser Gedichte fast weniger als der gewaltige Kriegsmann denn als der weise Gesetzgeber und weitblickende Baumeister gefeiert wird, Seiten seiner Thätigkeit,

1) *Elégie sur la mort de Napoléon*, suivie de ses *Adieux à Marie-Louise.* Par la veuve d'un soldat. Paris. So der Titel nach der *Bibliographie de la France* und der mir vorliegenden Kopie des Exemplars der Nationalbibliothek. Quérard giebt an: „par la veuve d'un Polonais." Gezeichnet ist die Elegie: Mme. Bernard. Das Motto lautet: *La veuve du soldat est veuve du grand homme.* Die Vorrede besteht in Variationen dieses bezeichnenden Leitsatzes.

2) Vergl. oben Kap. I.

deren er sich während seiner Gefangenschaft auf St. Helena mit Recht hatte rühmen können. Gewiss tritt auch der Mann der Heldenglorie, namentlich in den von alten Soldaten erdachten Strophen, gebührend hervor. So singt Senemaud:

France, l'oublieras-tu, le géant de la gloire?
Il guida tes drapeaux aux déserts de Memphis;
A ton char il fixa l'inconstante Victoire;
Des vainqueurs de Wagram ramena les débris,

und ein Anonymus, der keineswegs zu den gedankenlosen Anbetern des Helden gehört[1]), verwendet den unvermeidlichen Reim auf -oire, um die schmückenden Beiwörter hineinzukleiden:

L'amant, le fils aimé, chéri de la victoire,
Le héros qui du temps forcera la mémoire.

Aber daneben erscheinen in wuchtiger Hervorhebung die Land- und Wasserstrassen, die des Mächtigen Hand gezogen, erscheint der Louvre, das kostbare Vermächtnis der alten Könige, das Cäsar vor dem Verfall geschützt und an dessen Ausbau er werkthätig gearbeitet hatte:

Sur nous du sein des camps s'étendait ta pensée;
Des routes, des canaux s'ouvrent de toutes parts,
Le Louvre enfin s'achève . . . . . Athène est éclipsée
Par l'éclat de nos arts[2]*).*

Auch des Kaisers eigene Bauwerke werden natürlich beleuchtet, unter ihnen der dauerhafte Monumentalbau seiner Gesetzbuchschöpfung:

Ont-ils donc oublié ces nombreux édifices
Que firent élever ses mains toujours propices?
Ont-ils donc oublié ses immortelles lois
Qui servent de leçon aux peuples comme aux Rois[3])*?*

Mit dieser durchweg sehr hohen, manchmal sogar exaltierten Bewunderung des Helden kämpft in anderen, mehr der nüchternen Reflexion zugänglichen Gemütern der Widerwille gegen den Mörder der „Freiheit". Derselbe Streit der Empfindungen, der auch in Byrons stolzer Seele auf- und abwogte. „Napoleon",

---

1) *Un mot sur Napoléon; suivi d'une ode sur sa mort.* Par F. M. Paris. — Auch dieser F. M. war ein Offizier, F. M. Leblanc, der aber recht leidenschaftslos urteilte, wovon sich der Leser bald überzeugen wird.

2) C. Josselin, *Stances sur la mort de Napoléon.*

3) *Vers et romance sur la mort de Napoléon Bonaparte.* Par M. Alexandre. Paris. Août 1821. (Vielleicht ein Jugendversuch des Hellenisten Charles Alexandre??)

sagt F. M. Leblanc, der soeben in der Note (S. 105) genannte Verfasser eines Prosaaufsatzes und einer Ode auf den Kaiser, „Napoleon verführte die Franzosen durch den Ruhm; er eroberte ihre Herzen, . . . aber er entfremdete sie sich bald, als er sie der Freiheit beraubte". Die siegreiche Überwindung der Invasion von 1792 und der Misserfolg des Jahres 1815 haben diesen Offizier der alten Armee zu Ansichten geführt, die seinem sonst so sehr verehrten Kaiser keineswegs immer günstig sind. Während aber nun Leblanc gleich Delavigne aus der Unterdrückung der Freiheit geradezu Napoleons späteren Zusammenbruch ableitet:

De l'absolu pouvoir la dangereuse ivresse
Du cœur de tes sujets exilant la tendresse,
Même en t'offrant leurs bras;
Tu n'avais pour soutien que le dieu de la guerre,
Pour amis que des rois; va, tu ne pouvais guère
Eviter les ingrats,

wird umgekehrt ein anderer Freiheitsenthusiast von dem strahlenden Glanze des auf seinem Siegeswagen dahinstürmenden Imperators geblendet und mit fortgerissen[1]).

Erst hat er mit der zweifelnden Frage eingesetzt:

Quoi! je vanterais sur ma lyre
De notre liberté l'audacieux vainqueur?

Dann aber heisst es weiter in schwungvollem Odenstil:

Indestructibles Pyramides,
Austerlitz, Maringo, Montenotte, Friedland,
Et vous tous lieux, témoins de ses exploits rapides,
Dites, le trouvez-vous moins grand?

um mit der echtfranzösischen Wendung zu schliessen:

Hâtez-vous de faire de l'histoire,
Salissez-la des traits d'un crayon effronté;
La gloire malgré vous sera toujours la gloire
Aux yeux de la postérité[2]).

---

[1]) Der ungenannte Verfasser der bei Engelmann gedruckten Ode.

[2]) Ähnliche Gedankenreihen in Barthélemys zehn Jahre späterem Gedichte *18 Brumaire an 8 (Douze Journées de la révolution*, in: *Nouveautés de la littérature française*, Stuttgart, 1832, IX, 349 ff.). Es heisst dort am Schlusse (S. 369):

Parlez-nous d'attentat, de crime, de brumaire . . .
Nous sommes sourds, notre œil ébloui pour jamais,
Ne voit que lui, debout sur tous les hauts sommets.
Lui qui dans un seul nom a relié l'histoire,
Qui par mille torrens nous a versé la gloire,
Cette gloire qui donne une mâle fierté,
Et fait oublier tout, même la liberté.

Lassen sich indes unsere Tagespoeten nicht in gleicher Weise, wenigstens nicht alle in gleichem Grade, von Napoleons grossen Thaten zu kritikloser Bewunderung verleiten, so ist ihnen ohne Ausnahme ein anderer Zug gemeinsam, der schon bei den berühmteren Bewohnern des Parnasses so vielfach und so stark entgegentrat, dass wir uns, um Wiederholungen zu vermeiden, an dieser Stelle kurz fassen wollen. Sie alle werden von dem Elend, das auf St. Helena ihren geliebten Kaiser verfolgte, in innerster Seele bewegt. Dass er Weib und Kind entbehren musste, er, „der Europa zu seinen Füssen gesehen", ist ein bis zur Ermüdung wiederkehrender Gedanke. Der Naivetät dieser Dichter und dem Mangel ihrer Bekanntschaft mit dem, was hinter den Kulissen vorging, ist es dann zuzuschreiben, dass die *illustre fille des Césars*, Marie Louise, als zärtlich liebende Gattin erscheint, welcher ernstlich zugemutet werden kann, den „edlen Schössling" ihrer Ehe von des Vaters Unglück zu erzählen:

Mais je te lègue aux soins de ton auguste mère,
Un jour, par ses récits, tu sauras mes revers [1]).

Hektors Gattin hatte, wie wir vernahmen, näherliegende Sorgen und überliess es Fremden, Ruhm und Unglück des Vaters dem Sohne zu künden [2]).

Auch des Kaisers letzte Äusserungen, die ausser Sohn und Gattin das Land Frankreich betrafen und ihm manch erkaltetes Herz zurückgewannen, neue eroberten, klingen in den Versen dieser einfachen Menschen wieder, oft in rührendem Ausdruck. Gegenüber der Stereotypie solcher Stellen und Wendungen hat indes der eine und der andere der Poeten grössere Selbständigkeit und Originalität bewiesen. Hiervon ein paar Proben:

Der Verfasser der *Apothéose* wagt sich an eine Schilderung des Sturmes, der die Felseninsel umtobte, als am Abend jenes 5. Mai des Kaisers Haupt sich zum Tode neigte:

---

1) (Mme. Bernard), *Elégie sur la mort de Napoléon.*

2) Auch in Österreich hat der naive Volksglaube von der „Liebe" der Habsburger für den „gekrönten Plebejer", der sich in die erlauchte Familie eingedrängt hatte, lange Zeit gefabelt. Im Jahre 1833 sagt ein ehrlicher Wiener zu Heinrich Laube: „Sie wissen es da draussen garnicht, wie sehr unser Kaiser (Franz I.!) dem Napoleon zugethan war ... und was es sein Herz bedrängt hat, ihn stürzen zu helfen". „Nein, das wissen wir nicht und glauben wir auch nicht," setzt der Dichter der „Karlsschüler" sehr verständig hinzu. (Laube, Reisenovellen, II, Ges. Schr., 9, 76.)

L'Univers a tremblé . . . . De sinistres présages
Semblent d'un grand malheur annoncer le moment . . . .
Des nuages épais couvrent le firmament.

* * *

L'Océan se soulève, et le cri des tempêtes
Retentit dans les bois;
On entend du Destin la redoutable Voix . . . .
La foudre a renversé les plus superbes têtes . . . .
Qui donc encore doit succomber?
Quel est ce fier proscrit, déchu de tant de gloire,
Dont le front vient de se courber
Pour saluer l'astre de la Victoire?

Und einer der Odendichter[1]), der ein *stupete gentes* an den Kopf seines Carmen gesetzt hat, erzählt in strophischer Form die Ankunft der Todesnachricht in Europa, um dann gleich dem eben Genannten eine Apotheose des Helden anzuschliessen:

Quel cri sur cette mer profonde
Retentit malgré les autans;
Il impose silence à l'onde,
Il triomphe du bruit des Vents.
Un vaisseau paraît sur l'espace:
Semblable à l'aigle de la Thrace
Si rapide dans son essor;
Il vole aux rives d'Angleterre;
Le cri se répète; et la terre
Apprend que Bonaparte est mort.

Il quitte l'exil et la vie,
L'histoire allume son flambeau;
A sa clarté, la calomnie
Expire au pied de son tombeau.
Ce rocher, ces grottes profondes
Où la mer vient briser ses ondes,
Ne peuvent plus le retenir:
Il est libre; et la renommée,
Sans or, sans flatteur, sans armée
Porte son nom dans l'avenir[2]).

Der Schauer, der beim Tode des Riesen durch die Natur zu gehen schien, durchbebt auch das kalte Erz. Die Vendômesäule, von deren Kapitäl die kleinliche Rachsucht enger Geister das Standbild des Siegers gerissen, scheint sich zu recken, und die

1) *Ode sur la mort de Napoléon Bonaparte.* Par un officier français. (Nr. 2 der unter gleichem Titel erschienenen Oden).

2) Über die vielfältige künstlerische Verwertung der Apotheose des von der Göttin des Ruhmes in die Wolken getragenen Kaisers vergl. das bekannte Prachtwerk von Armand Dayot, *Napoléon raconté par l'image*, chap. VIII.

in Eisen gegossenen Krieger steigen herab, um ihren Kaiser zu rächen:

On eût dit qu'agités d'un souvenir de gloire,
Ces bataillons d'airain marchaient à la Victoire.
Pour venger nos lauriers des insultes du Nord[1]).

Aber nicht allein die Schatten sind's, die sich regen. Des Kaisers alte Soldaten, die damals noch zu vielen Tausenden in Frankreich lebten und deren Trauer sich, wie wir sahen, auch subjektiv an dieser Näniendichtung stark beteiligte, werden andererseits wieder selbst von den Poeten zum Gegenstande dichterischer Darstellung gemacht. Der Schmerz, dessen lauter Äusserung sie sich trotz aller Schnüffeleien einer argwöhnischen Polizei überliessen und der sogar hie und da vor den Augen eines Royalisten Gnade fand[2]), wird von unseren Poeten einhellig gepriesen:

Nobles Guerriers, couverts de cicatrices,
Vous seuls parlez le langage du Cœur,
Vous seuls pleurez, et bravez les Supplices . . . .
C'est vaincre encore que pleurer l'Empereur[3]) *!*

Es ist sinnreich, dass die Klage um die ferne Asche des Helden und der Wunsch nach einem Begräbnis in Frankreich vorzugsweise diesen Braven in den Mund gelegt wird. Da nun aber ein grausames Geschick dem Toten die Erfüllung seines letzten Begehrens versagt, so sollen die treuesten der Paladine, Bertrand und Montholon, bei ihrer Rückkehr von der fluchbeladenen Insel wenigstens ein Häuflein des kostbaren Staubes mitbringen, um es am Fusse der Vendômesäule niederzulegen, wo jeder wahre Franzose sein Hüter sein werde:

Nous confierons sa garde à tous les cœurs français[4]).

Rührend wie dieser bescheidene Wunsch ist auch eine Elegie, *Le vieux guerrier au tombeau de Napoléon*[5]), von der schon ein zeitgenössischer Kritiker gesagt hat, dass sie „viele andere Gedichte auf Napoleons Tod zu überleben verdiene". Die Erwähnung dieser liebenswürdigen Verse mag die französische Volks- und Tagespoesie von 1821 beschliessen.

Ein alter Soldat, der „die Hälfte seines vom Kriege verstümmelten Körpers auf dem Felde der Ehre gelassen," hat die

1) *Les Funérailles de Napoléon.*

2) Thomassy, *De la sensation qu'a faite en France la mort de Buonaparte*, 22.

3) *Mort prématurée d'un grand homme.*

4) Alexandre, *Vers et romance sur la mort de Bonaparte.*

5) Erschien (ohne Autornamen) gleichfalls: Paris, 1821.

Wanderung übers Meer zum Grabe seines Feldherrn angetreten. Ein junger Insulaner führt ihn zum Thale von Hut's Gate[1]). Aus dem Gespräche der beiden geht hervor, dass der Gefangene auf der Insel beliebt war und dass Mitleid mit seinem Schicksale auch die Seelen ihrer einfachen Bewohner erfüllte. Der alte Soldat verlässt die Gestade von St. Helena nicht wieder. Wie ein treuer Hund stirbt er auf dem Grabe des Herrn und wird von seinem jungen Freunde neben diesem begraben:

Le vieux guerrier ne quitta plus la plage;
Il succomba sous le poids de ses maux;
On le trouva sous le sombre bocage;
Son corps couvrait la tombe du héros.
Il fit couler les pleurs de l'insulaire,
Qui, rejetant les cyprès, les palmiers,
Des deux amis reposant sous la terre,
Cacha la cendre à force de lauriers[2]).

---

[1]) Die S. 62, 71 u. ö. vorkommende Schreibung (‚Hudsgate') beruht natürlich auf einem Versehen, das durch die falsche Orthographie zeitgenössischer Quellen entstanden war.

[2]) Die bei Victor Hugo und Heine vorkommende Prophezeiung, dass Napoleons Grab auf St. Helena zu einem Wallfahrtsort für die Völker werden würde, konnte schon wegen der Lage der Insel nicht in Erfüllung gehen und ist wohl auch kaum in eigentlichem Sinne zu verstehen. Doch existiert neben der im Text behandelten, natürlich auf poetischer Fiktion beruhenden Elegie ein etwas späteres Gedicht von Marius Villers, *Pèlerinage à Sainte-Hélène*, das auf einem wirklichen Besuch von Longwood zu beruhen scheint. Leider ist mir dieses in dem pseudo-loweschen *Mémorial* S. 375 erwähnte Schriftchen, nach dem auf der Pariser Nationalbibliothek vergeblich gesucht wurde, unzugänglich geblieben. Dasselbe gilt von einigen anderen Sachen (dem Gedichte *Chant de mort sur Napoléon*, der Elegie *Le Néant des grandeurs* und einer angeblich wieder aus dem Englischen übersetzten, 23 Seiten langen Ode *Les Cendres du prisonnier de Sainte-Hélène*). — Gehören diese Schriften zur eigentlichen Nekrologenlitteratur von 1821, so ist eine 1822 auf der Insel Mauritius erschienene, ein Jahr danach bei Palmer in Philadelphia in einer Prachtausgabe und später noch öfter aufgelegte, über 200 Seiten lange Dichtung *Napoléon, poëme en dix chants*, vielmehr ein Versuch, das ganze Heldenleben zu behandeln, wie das später Edgar Quinet in seinem *Napoléon* (1836) gethan hat. Das lange Zeit Napoleons Bruder, dem damals unter dem Namen eines Grafen Survilliers in Amerika lebenden Joseph Bonaparte, zugeschriebene Werk entstammt der Feder eines aus der Champagne gebürtigen Franzosen Hubert-Louis Lorquet, der damals eine Lehrerstelle am collège jener entlegenen Insel bekleidete, die er infolge seines Buches verlor. (Sehr interessante Notizen zur Geschichte dieses wenig bekannten Gedichtes und seines Verfassers in: Quérard, *Supercheries littéraires*, 2. éd., I, 550 ff.) — Auch einer anderen seltenen Schrift: *Napoléon au paradis et*

Und, man verzeihe! — noch ein eigentümlicher Nekrolog ist in diesen Tagen dem Kaiser der Franzosen in seiner ehemaligen Hauptstadt geschrieben worden, den ich nicht mit Stillschweigen übergehen möchte. Auf S. 379 des oft genannten Bandes der französischen *Bibliographie* steht wörtlich zu lesen:

Nécrologie.

Buonaparte (Napoléon), né á Ajaccio le 15 août 1769, est mort à l'île Sainte-Hélène, le 6 mai 1821.

On a de lui („man hat von ihm“).... und nun folgt die Aufzählung zweier seiner Jugendschriften, darunter das *Souper de Beaucaire*, und mehrerer ihm zugeschriebener Werke. Was dem Kaiser Napoleon versagt blieb, eine offizielle Todesanzeige in der Tagespresse, dem Schriftsteller Bonaparte hat man es doch nicht verweigern können.

III.

Deutsche Veteranenlieder auf Napoleons Ende.

Diesen Proben französischer Eintagspoesie mögen noch ein paar deutsche Versuche folgen, deren Anspruch auf Unsterblichkeit freilich noch erheblich geringer ist als der jener Franzosen, unter deren poetischen Nekrologen sich doch immerhin recht ansprechende Piecen finden, während auch bei den geringeren der romanische Formensinn über den minderen Wert des Inhalts leichter hinwegtäuscht, als bei den hier zur Besprechung kommenden Liedern rheinischer Napoleonsveteranen.

Bevor ich übrigens zu diesen übergehe, möchte ich in Ermangelung eines passenderen Platzes noch eine Ode einschalten, die in dem (damals von Stöver herausgegebenen) litterarischen Teile des „Hamburgischen Correspondenten“ vom 4. August 1821 aus der Feder eines Herrn Adolf Peters in Hameln erschien und in

---

*en exil, poëme avec des notes, suivi d'une épître au diable, par le R. P. ignorantin **** (L.-J.-A. de Porter), *membre corr. de l'Académie des bonnes lettres*, Paris (Bruxelles), 1824, zu deren Kenntnis ich gleichfalls erst nach beinahe vollendeter Drucklegung meines Buches gelangte, habe ich inzwischen nicht mehr habhaft werden können. Offenbar gehört dieses schon einen Tag nach seinem Erscheinen polizeilich mit Beschlag belegte Werkchen in die unabsehbare Reihe der politischen Satiren der Restaurationszeit.

ihrem ganzem Tenor die Befangenheit eines auf dem Standpunkt von 1813 stehen gebliebenen Gegners verrät, dem freilich angesichts der Majestät des Todes das Zartgefühl gebot, seine Anklage, statt mit der früher üblichen Verwünschung, in Lamartineschem Sinne mit einer — allerdings so unvermittelt wie möglich angehängten — Bitte um Vergebung für den Frevler zu schliessen:

Bonapartes Tod.

Schlaf ewig, Unglückseliger! — Der Fremdling nur
Auf fels'gem Eiland irrt um dein einsam Grab:
Doch dieses Schreckbilds Grausen fasst ihn,
Und er entfliehet und schauert im Fliehen.

O furchtbar warst du! Deiner Gedanken Flut
Entrollte, unheildräuenden Wolken gleich;
Wie Blitze waren deine Winke,
Deine Gebote wie Feuerstürze.

Doch Heil! Du sankst dahin, wie, wenn ungeglaubt,
Das All versengend nicht mehr, der Sonnenball
Urplötzlich in ein nichtig Flämmchen
Sänke und schmachvoll in Nacht erstickte.

Schau nicht zurück! — Der Waisen Geseufz und Angst
Sind deine Lorbeern, Thränen des Wehs dein Kranz,
Millionen Flüche deine Ernte,
Deine Trophäen ein rauchend Blutmeer!

Nicht ein Jahrhundert, Schöpfer! verrinnt, und schon
Ist kein Lebend'ger dieses Geschlechtes mehr:
Uns allen leih dann Huld, o Vater,
Aber vor allem sei ihm du gnädig.

Empfindet dieser, wie die — freilich nichts weniger als meisterliche — Handhabung der alcäischen Strophe verrät, den litterarisch gebildeten Klassen angehörige Autor für Bonaparte nur die mit Grauen gemischte Abneigung des jungen Victor Hugo, so verraten die in dem früher erwähnten Mainzer „Liederbuch für Veteranen der grossen Napoleonsarmee von 1803 bis 1814“ gedruckten Trauergedichte, die zwar erst 1837 gesammelt erschienen, aber teilweise schon früher abgefasst zu sein scheinen, den ultraradikalsten Standpunkt eines naiv gläubigen und verhimmelnden Heroenkultus. Viel mehr noch als jene französischen sind sie

Volksgedichte, auch in dem Sinne, dass sie nicht allein für das Volk geschrieben, sondern aus dessen Schoss hervorgegangen waren, wiewohl der Herausgeber des Liederbuches, der Mainzer Stadtpoet und Zeichenlehrer Niklas Müller, vor der Veröffentlichung an manchen ein wenig gemodelt und gefeilt zu haben scheint. Gute Mainzer Bürger waren die Verfasser, tapfere Männer, die in den Tagen des Empire nach Spanien ihre Muskete getragen und den müden Leib aus Russlands Schneefeldern zu den weinlaubumrankten Hügeln ihres Rheinstroms zurückgeschleppt hatten, ohne darum in der Begeisterung für den angebeteten Feldherrn wankend geworden zu sein.

Natürlich ist diese gläubige Soldatenpoesie von den seit 1822 erscheinenden Berichten der Gefährten Napoleons auf St. Helena, den „Evangelien" der Las Cases, O'Meara und Antommarchi, sehr stark beeinflusst. Hiermit hängt zusammen, dass Hudson Lowe, dessen unschöner Kopf mit dem verkniffenen Pedantengesicht in den französischen Poesieen von 1821 erst eben hinter den Kulissen hervorlugt, in Lebengrösse auftritt, um in dem Mysterium dieser Passionsgeschichte die Rolle des Teufels zu spielen, während Judas Ischariot, der den Heiland Bonaparte verkaufte, durch Walter Scott, den Verfasser des *Life of Napoleon*, vertreten ist[1]).

Dagegen werden die mit allen Tugenden geschmückten Apostel Bertrand und Montholon, Antommarchi und Napoleons treuer Kammerdiener Marchand wehklagend an die Gruft des Kaisers geführt, der in verklärter Glorie erscheint, als der grosse Mann, der Menschenfreund, dessen gutes Herz in den kleinen Kinderherzen der Bertrandschen Knaben, seiner „Spielgefährten", wiederscheint.

In ungelenker Form geschrieben und mit Platituden, Gemeinplätzen und das erlaubte Mass beträchtlich überschreitenden Flickversen angefüllt, würden diese Gedichte in der vornehmen Gesellschaft der früheren Kapitel eine groteske Rolle gespielt haben, die sie um der ehrlichen Gesinnung willen, der sie entsprangen, nicht verdienen. Ich gebe hier nur eins, das nach meinem poetischen Empfinden erträglichste Erzeugnis aus diesem Kreise, um mich im übrigen auf kürzere Hindeutungen zu beschränken.

Ausser den Scenen am Grabe von Hut's Gate, wo die Begleiter des Gefangenen, einer nach dem anderen, auftreten[2]) und

[1]) Beide werden besonders in den von Müller zu dem Liederbuche geschriebenen Noten tüchtig mitgenommen.

[2]) Liederbuch, Nr. 174—178, S. 376 ff.

dem am Schlusse (S. 116—117) abgedruckten Gedichte dürften in den Rahmen meiner Untersuchung überhaupt nur noch zwei Stücke des Liederbuches gehören. Das erste, „Schmerzliche Erinnerungen an Napoleons Tod“[1]), ist eine armselige Reimerei, wie gleich die erste Strophe beweisen mag:

Gross, Napoleon, warst du im Glücke,
Grösser aber in dem Unglück noch,
Nimmer beugtest du im Missgeschicke
Deinen Nacken in der Kleinmut Joch.

Das andere, „Napoleon an seine Freunde u. s. w.“, behandelt die „vier Vermächtnisse“ des sterbenden Kaisers, die, den vier Codicillen seines Testamentes entsprechend, bis in die genauesten Einzelheiten aufgeführt werden[2]). Ist es nun schon an und für sich ein wunderliches und in der Litteratur vielleicht einzig dastehendes Unterfangen, die Bestimmungen einer notariellen Urkunde in Verse zu bringen, so muss man sagen, dass Idee und Ausführung einander würdig sind. Auch die sonstigen Zuthaten machen das seltsame Gericht nicht schmackhafter. In haarsträubenden Versen, die eine Parodie auf Manzonis, Byrons, Lamartines glänzende Bilder sein könnten, wird hier des Kaisers Laufbahn geschildert, die das Auge des Verbannten noch einmal rückblickend überschaut:

Sollt' es ein Fa Presto geben,
Der mit zaub'risch fixer Hand
Wichtigstes aus meinem Leben
Brächt' in cyklischen Verband,
Von Ajaccio, der Wiege
Bis aufs Grab von Helena.

---

[1]) Liederbuch, Nr. 132, S. 280—282.

[2]) Liederbuch, Nr. 188—191, S. 410 ff. — Napoleons vielumstrittenes Testament, dessen Ausführung unter den obwaltenden politischen Verhältnissen und bei der gänzlichen Gleichgültigkeit der Exkaiserin Marie Louise auf grosse Schwierigkeiten stiess (vergl. hierzu Welschinger, a. a. O., Kap. XII), wurde vielfach gedruckt und von Freunden und Anhängern in seinem Sinne ausgebeutet. — Einige Ausgaben: *Testament de Napoléon, avec une traduction anglaise*, Londres, imprimé pour J. Ridgway, Piccadilly, 1824, IV, 58 S. Deutsche Ausgabe u. d. T. „Napoleons Testament. Aus dem Französischen“, Leipzig, Rein, 1824, VI, 38 S. (enthält ein durch Censurstriche stark verstümmeltes zustimmendes Vorwort); „Napoleons letzter Wille,“ o. O., 1824 (als Flugschrift gedruckt, 8 S.); „Napoleons politisches Testament. Nebst einem Verzeichnisse seiner Vermächtnisse. 2te m. d. politischen Testament Peters

Herkulsbilder, Theseus, Rama[1]),
Stünden neben Demosthen,
Crösus-Irus-Panorama,
Bildstoff aus Jahrhunderten;
Diplomatische Visagen,
Kriegertrotz und Kriegerwut,
Bunte, reichliche Staffagen
Für der Künstler Lust und Mut.

Diese Bilder fliehn vorüber,
Überwebt von Wahnsinns Hauch,
Ja, mir malt ein heisses Fieber
Dies Utopien vors Aug.
Bären, Drachen, Basilisken,
Diademenkonfluenz,
Pyramiden, Obelisken,
Vesuvskrater, Pestilenz! —

Wie bei Manzoni spielt bei den frommen Mainzern auch Napoleons Katholizismus eine Rolle. Dass er die Tröstungen der Religion nicht verschmäht, sondern in seinem Glauben gestorben, wird in dem vierten dieser „Vermächtnisse" erbaulich besungen:

Nicht Philosoph, nicht Atheist,
Verscheide ich als guter Christ,
In meiner Väter Glauben schreit'
Ich in die Welt der Ewigkeit;
Das Erdenglück, das ich erzielt,
Hat mir der böse Geist verspielt.
Vergebe, göttliche Geduld!
All meinen Feinden ihre Schuld,
In deiner Liebe Huld!

Ich wünsche, hier nicht missverstanden zu werden. Es ist keineswegs meine Absicht, die Verfasser jener ungelenken Strophen zu verspotten. Sie haben das gewiss nicht verdient. Den Erinnerungen grosser Tage treu, haben die Mainzer Veteranen der Napoleonsarmee, deren Verein erst vor einigen Jahren aufgelöst wurde, sich auch mit der späteren Zeit zu befreunden gewusst.

d. Gr. verm. Aufl. Aus dem Franz.", Leipzig, 1824, Exped. d. europ. Aufs. — Eine auf das Testament bezügliche Karikatur bei Dayot, a. a. O., 373.

[1]) Roma?

Sie waren auch keineswegs so unpatriotisch, wie es einem Treitschke vorkommen mochte. Enthält doch ihr Liederbuch Gedichte auf den Vater Rhein, auf Winfried, Gutenberg, an den späteren Landesherrn, den hessischen Grossherzog, selbst an die Besatzung und die Kommandanten der Bundesveste Mainz! Diese alten Krieger waren äusserst versöhnlich, dichteten ihre Lieder sogar im Versmass und nach den Weisen derer von Arndt und Schenkendorf, und nur Scott und Hudson Lowe bekamen ein- für allemal keinen Pardon. Das Liederbuch der Mainzer Veteranen wird eine höchst interessante Urkunde zur Kulturgeschichte der Stadt bleiben, welche die Residenz des Kurerzkanzlers des alten römisch-deutschen Reiches, Vorort des rheinischen Städtebundes und die Wiege der Buchdruckerkunst gewesen ist[1]).

Das beste der Gedichte des Liederbuches, welches den Schlussstein dieser kleinen Sammlung bilden soll, führt den Titel:

An Napoleons Tod[2]).

Mein Herz nach Parma zu Marie Louisen,
Denn I h r ja hat es angehört!
Und meinem Sohn die wichtigen Devisen,
Durch die der Vater ihn belehrt!
In meinem Testamente wird verteilet
Der Lohn, den Dankbarkeit erheischt.
O sprecht, wenn ihr an meinem Grabe weilet:
„Sein Glaube hat ihn nicht getäuscht!“

[1]) Bis in die Zeit des Krieges von 1870/71 waren die ‚anciens‘ der grossen Armee eine typische Erscheinung im „goldenen Mainz“. Mit ungeheurer Begeisterung feierten sie alljährlich am 15. August das Napoleonsfest. Am Allerseelentage hielten sie in Zweispitz und schwarzen Mänteln mit brennenden Fackeln Ehrenwache auf dem Mainzer Friedhofe an dem prächtigen Denkmal, das sie aus eigenen Mitteln den verstorbenen Kameraden errichtet und das heute ihre sämtlichen Namen in goldenen Lettern vereinigt. Der letzte dieser Tapfern wurde 1883 zum grossen Heere versammelt. Der Verein, von den Familien, Freunden und Verwandten noch Jahre lang als eine Art Wohlthätigkeitsverein fortgeführt, ging erst am Ende des vorigen Jahrhunderts ein. Ähnliche Vereine bestanden auch in anderen rheinischen Städten. So z. B. in Köln. Dort wie in Mainz wurde alljährlich (in Köln in der Minoritenkirche) an Napoleons Todestage ein feierliches Hochamt für die Toten der Kaiserarmee gehalten. In der historischen Sammlung des Museums der Kölner Hahnenthorburg findet sich noch das Diplom eines einstigen Mitgliedes dieser ausgestorbenen Vereinigung, auf dem Kirchhof zu Melaten ein Denkmal ähnlich dem Mainzer.

[2]) Liederbuch, Nr. 133, S. 282—283.

„Dort an der mir schon lang vertrauten Stelle,
Im Slan'thal, wo ich oft geruht,
Wo Trauerweiden neigen sich zur Quelle,
Dort sei mein Grab an kühler Flut.
Der Kriegesmantel, den ich in den Tagen
Des Treffens von Marengo trug,
Sei meinem Sarg als Decke umgeschlagen,
Vignali[1]) bete! — Hier genug!" —

Dies war das Letzte aus des Helden Leben,
Der Himmel selbst legt' Trauer an,
In Stürmen sieht man stark die Erde beben,
Um Longwood heulet ein Orkan.
Der Weidenbaum, der unsern Helden kühlte,
Zu einem Moossitz hingebeugt, —
Er stürzt entwurzelt, und der grundentwühlte
Vulkan die kahlen Zacken zeigt.

Die Freunde ihre reiche Thränengabe
Dem Helden der Geschichte weihn,
Dem grossen Mann im kleinen dunklen Grabe,
Ihr Herz ist sein Gedächtnissstein.
Doch ist ja schon sein Nam' ein Denkmal worden,
Das zu den fernsten Zeiten spricht,
Und von dem grossen Veteranenorden
Bleibt ewig Er der Ehre Licht!

---

[1]) Ein italienischer Geistlicher, der 1819 nach St. Helena geschickt wurde, als Napoleons Hauskaplan fungierte und bis zu dessen Tode auf der Insel verblieb.

Inhalt.

I. Der Gefangene von St. Helena 1
II. Die Pressstimmen 18
III. Die fremdländischen Poeten 33
IV. Die deutsche Dichtung 68
Anhang: I. Artikel der Times Nr. 11290 vom 5. Juli 1821 . . 92
II. Pariser Tageslitteratur von 1821 95
III. Deutsche Veteranenlieder auf Napoleons Ende . . 111

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

FEB 1 1937

FEB 15 1937

YC109572

DC203
.8
H7

548871

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY